This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

224
.F88
1889

Der Kronprinz

BUHR A
a39015 01808968 3b

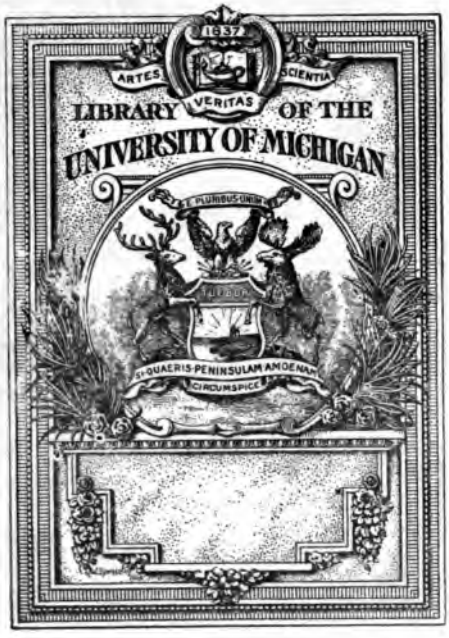
Erinnerungsblätter

von

Gustav Freytag.

Neunte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1889.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

224
F88
188

Der Kronprinz

und

die deutsche Kaiserkrone.

Erinnerungsblätter

von

Gustav Freytag.

Neunte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1889.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

74 200
F9
F9
09

Inhalt.

	Seite
Vorwort	1—4
Aus dem Hauptquartier der dritten Armee.	
1. Bis nach Petersbach	5—31
2. Bis Ligny	31—50
3. Bis Reims	50—65
Nach dem Kriege	66—86
Beilagen.	
Die Reise des Kronprinzen nach dem Orient	89—104
Die Kaiserkrone (Gedicht)	105—112
Neues und altes Kaiserceremoniell	113—126

Die folgenden Blätter wären nach dem Ableben Kaiſer Friedrich's gedruckt worden, wenn nicht andere Veröffentlichungen, und was mit ihnen zuſammenhing, dem Verfaſſer verleidet hätten, ſich während einer unerfreulichen Aufregung über die Perſon des theuern Toten zu äußern. Jetzt in einer Zeit größerer Ruhe möge man dieſen kleinen Beitrag zur Entſtehungsgeſchichte der deutſchen Kaiſerwürde wohlwollend aufnehmen. Er vermag freilich nur zu berichten, wie als Wunſch in der Seele des Kronprinzen gelebt hat, was ſpäter Thatſache wurde.

Seit achtzehn Jahren beſteht das deutſche Kaiſerthum, es iſt bereits feſt gewurzelt in dem Gemüth und dem politiſchen Leben des Volkes, es iſt Ehre und Stolz von Millionen gewor-

den, auch seine Reichsverfassung hat sich als eine dauerhafte Schöpfung erwiesen und wird neben dem Vielen, was die Nation dem Fürsten Bismarck zu danken hat, in Zukunft vielleicht als eine besonders staatskluge Bildung betrachtet werden. Wenn nun der Schreiber dieser Zeilen bekennt, daß er selbst im Jahre 1870 der Kaiserkrone über einem deutschen Staatsbau abgeneigt gegenüberstand, so muß er sich gefallen lassen, daß die Leser von seinem politischen Scharfblick eine ungünstige Meinung erhalten. Dennoch wird ihnen zugemuthet, auch von dieser überwundenen Auffassung etwas zu vernehmen, denn in Wahrheit war dieselbe im Jahre 1870 nicht die Ansicht eines Einzelnen, sondern vieler Männer, ja die herrschende Meinung in Norddeutschland. Es ist jetzt unnütz zu fragen, ob eine andere Form der Vereinigung deutscher Stämme gedeihlicher geworden wäre, auch würde solche Frage, wenn sie aufgeworfen werden sollte, wahrscheinlich durch allgemeinen Zuruf verneint werden. Aber die damalige Stimmung im Volke

iſt auch eine geſchichtliche Thatſache, welche die Begeiſterung des preußiſchen Thronfolgers für die Kaiſerkrone zum Gegenſatz hatte, und welche vielleicht die bedächtigen Erwägungen des Bundeskanzlers beeinflußt hat.

Der Verfaſſer entnahm die folgenden kurzen Mittheilungen, welche den Kronprinzen betreffen, aus den Aufzeichnungen, die er ſich im Feldlager gemacht hatte, und aus Briefen, die er von dort an einen Freund ſchrieb. Wenn er hier auch über die Perſönlichkeit des ſpäteren Kaiſers Friedrich, wie ſie ihm erſchienen iſt, geurtheilt hat, ehrlich und mit einem Herzen voll Pietät, ſo hält er dies als geborner Preuße für ſein Recht; er hat durch ein langes Leben treu an dem Geſchlechte der Hohenzollern gehangen und iſt Toten nnd Lebenden für manchen Huldbeweis verpflichtet, aber er iſt nicht im Stande, vor der höchſten Erdenhoheit ſein Urtheil gefangen zu geben, und er iſt der Meinung, daß den Gebietern unſeres Staates beſſer gedeihen muß über ſolche zu herrſchen, welche ſich eine ſelbſtändige

Auffaſſung bewahren, als über die, welche Nacken und Meinung gefügig beugen.

Dagegen hat er Entſchuldigung dafür zu erbitten, daß einige Aufſätze hinzugefügt ſind, die bereits um 1870 gedruckt wurden, ja ſogar ein Gedicht, welches 1871 in der erſten Nummer der Zeitſchrift „Im Neuen Reich“ erſchien. Dieſe Stücke wurden dem Kronprinzen geſchrieben, damit er ſie leſe, und der hohe Herr hat in ſeiner Herzensgüte dem Verfaſſer ſeinerzeit beſtätigt, daß er die wohlmeinende Abſicht verſtanden habe.

Aus dem Hauptquartier der dritten Armee.

1. Bis nach Petersbach.

In Speier kam ich am 1. Auguſt 1870 an und hatte die Freude alsbald den Kronprinzen zu ſprechen, Morier war bei ihm, der ſich gerade empfahl. Ich fand unſern Herrn ſehr lieb und gütig, er iſt für mich ein rührender Mann: das lautere, offenherzige Gemüth, die Innigkeit ſeines Empfindens, die Unbehilflichkeit ſeines Wollens überall, wo er nicht durch ein warmes Gefühl getrieben wird. Sobald wir allein waren, ſprach er von der Kronprinzeſſin. — In ſeiner Auffaſſung der deutſchen Verhältniſſe aber war er wie ein geflügelter Engel, der hoch über der Erde ſchwebt. Der deutſche Nordbund erſchien ihm als gänzlich überwunden und abgethan; das Ganze, die Einheit, ſei ja jetzt vorhanden. Ich nahm mir die Freiheit zu bemerken, daß Einheit des Enthuſiasmus und des Heeresbefehls noch durchaus nicht Einheit der politiſchen Intereſſen zur Vorausſetzung und zur Folge habe. Das Streben der Südſtaaten, ihre

Selbſtändigkeit zu bewahren, jetzt gebändigt durch die Scheu vor Preußen und Franzoſen, empfiehlt ihnen dieſen Krieg ebenſo ſehr als ihre deutſche Geſinnung. Baiern und Würtemberg als treue Verbündete im Kriege ſichern ſich dadurch die Rückſichtnahme auf ihre politiſchen Forderungen. Ihre beſte Hilfe wird, daß ſie Vaterlandsliebe gegen Frankreich erweiſen können. Wenn der unwahrſcheinliche Fall einträte, daß der Krieg ungünſtig für Preußen verliefe, dann würden ſie ſich als Rechtfertigung jeder abgeneigten Politik anrechnen dürfen, wir haben's ja einmal ehrlich gemeint, und da iſt's ſchlecht gegangen. Auch der warmherzige Eifer des Volkes in Süddeutſchland iſt zwar ſehr ſchön, er iſt zur Zeit geräuſchvoller, aber durchaus nicht ſo opferfreudig als im Norden: man vergleiche z. B. die Verzeichniſſe der Liebesgaben und patriotiſchen Opfer. Man klappert hier, aber es iſt nicht viel in der Büchſe.

Am 2. Auguſt hatte ich Gelegenheit mit Führern der beiden baieriſchen Armeecorps daſſelbe zu verhandeln. Sie ſprachen ſich ehrlich über die Politik ihrer Regierung aus. „Der König von Baiern iſt jetzt der volksthümlichſte Mann ſeines Landes.“ „Wir müſſen zu Deutſchland halten, wenn wir Baiern bleiben wollen.“ „Die Rede des Kriegsminiſters v. Pranckh: ich bin Partikulariſt vom reinſten Waſſer, und deshalb bin ich für den Krieg gegen Frankreich, bezeich-

net genau unſere Lage", und „der König läßt ſich eher töten, als daß er den kleinſten Theil ſeiner Herrſchermacht aufgiebt". Dieſe und ähnliche Aeußerungen möge man in Norddeutſchland wohl beachten. Und ganz dieſelbe Auffaſſung klang aus den Reden hieſiger Bürger, nur gemüthlicher und weniger entſchieden. Trotz alledem ſind die Baiern freudig durch das Gefühl erhoben, endlich einmal auf der rechten Seite zu ſtehn. Einer der baieriſchen Generäle lobte auch in beſcheidener Weiſe die Tüchtigkeit ſeiner Leute: „Wenn ſie feuernd in einem Graben liegen, ſo werden ſie auch gegen ſtarke Uebermacht aushalten, bis die letzte Kugel verſchoſſen iſt." Man darf hoffen, daß die Baiern in dieſem Kriege ihren Schlachtenmuth noch in anderer Weiſe erproben werden.

Es ſcheint mir, daß man den Kronprinzen zu viel durch Politik zerſtreut. Er iſt jetzt Befehlshaber der dritten Armee. Die Politik wird weit ab im großen Hauptquartier durch einen Mann von ganz anderer Natur gemacht, und das gelegentliche Einreden des Kronprinzen aus der Ferne wird nicht viel ändern. Dazu hat der Kronprinz eine militäriſche Aufgabe, die ſchon wegen der Zuſammenſetzung ſeiner Armee ſchwerer iſt als man ſagen kann; und es gilt jetzt alle Kraft für das nächſte große Ziel, den Sieg, zu ſammeln. Da wirkt nun ſehr ſtörend das ungeheure Hauptquartier, ſo und ſo viel Prinzen mit militäri-

Selbständigkeit zu bewahren, jetzt gebändigt durch die Scheu vor Preußen und Franzosen, empfiehlt ihnen diesen Krieg ebenso sehr als ihre deutsche Gesinnung. Baiern und Würtemberg als treue Verbündete im Kriege sichern sich dadurch die Rücksichtnahme auf ihre politischen Forderungen. Ihre beste Hilfe wird, daß sie Vaterlandsliebe gegen Frankreich erweisen können. Wenn der unwahrscheinliche Fall einträte, daß der Krieg ungünstig für Preußen verliefe, dann würden sie sich als Rechtfertigung jeder abgeneigten Politik anrechnen dürfen, wir haben's ja einmal ehrlich gemeint, und da ist's schlecht gegangen. Auch der warmherzige Eifer des Volkes in Süddeutschland ist zwar sehr schön, er ist zur Zeit geräuschvoller, aber durchaus nicht so opferfreudig als im Norden: man vergleiche z. B. die Verzeichnisse der Liebesgaben und patriotischen Opfer. Man klappert hier, aber es ist nicht viel in der Büchse.

Am 2. August hatte ich Gelegenheit mit Führern der beiden baierischen Armeecorps dasselbe zu verhandeln. Sie sprachen sich ehrlich über die Politik ihrer Regierung aus. „Der König von Baiern ist jetzt der volksthümlichste Mann seines Landes." „Wir müssen zu Deutschland halten, wenn wir Baiern bleiben wollen." „Die Rede des Kriegsministers v. Pranckh: ich bin Partikularist vom reinsten Wasser, und deshalb bin ich für den Krieg gegen Frankreich, bezeich-

net genau unſere Lage", und „der König läßt ſich eher töten, als daß er den kleinſten Theil ſeiner Herrſchermacht aufgiebt". Dieſe und ähnliche Aeußerungen möge man in Norddeutſchland wohl beachten. Und ganz dieſelbe Auffaſſung klang aus den Reden hieſiger Bürger, nur gemüthlicher und weniger entſchieden. Trotz alledem ſind die Baiern freudig durch das Gefühl erhoben, endlich einmal auf der rechten Seite zu ſtehn. Einer der baieriſchen Generäle lobte auch in beſcheidener Weiſe die Tüchtigkeit ſeiner Leute: „Wenn ſie feuernd in einem Graben liegen, ſo werden ſie auch gegen ſtarke Uebermacht aushalten, bis die letzte Kugel verſchoſſen iſt." Man darf hoffen, daß die Baiern in dieſem Kriege ihren Schlachtenmuth noch in anderer Weiſe erproben werden.

Es ſcheint mir, daß man den Kronprinzen zu viel durch Politik zerſtreut. Er iſt jetzt Befehlshaber der dritten Armee. Die Politik wird weit ab im großen Hauptquartier durch einen Mann von ganz anderer Natur gemacht, und das gelegentliche Einreden des Kronprinzen aus der Ferne wird nicht viel ändern. Dazu hat der Kronprinz eine militäriſche Aufgabe, die ſchon wegen der Zuſammenſetzung ſeiner Armee ſchwerer iſt als man ſagen kann; und es gilt jetzt alle Kraft für das nächſte große Ziel, den Sieg, zu ſammeln. Da wirkt nun ſehr ſtörend das ungeheure Hauptquartier, ſo und ſo viel Prinzen mit militäri-

ſchem Gefolge, Dienerſchaft und Troß, fremde Offiziere und Militärbevollmächtigte, auch Männer von Civil, tägliche Tafel mit der Hälfte, da alle zuſammen nicht Platz haben. Namentlich die zuſchauende fürſtliche Umgebung beanſprucht von dem Kronprinzen Zeit und Gedanken, denn jeder der Herren nimmt doch einen Bruchtheil davon für ſich in Anſpruch. Es iſt deshalb im Werke, das Hauptquartier zu theilen, und eine zweite Staffel einzurichten, in welcher ein Theil der nicht Dienſt thuenden Herren in geſonderte Quartiere gelegt werden kann. Aber dieſe Trennung in einen Cötus A und B wird nicht viel helfen. Im Jahre 1866 war der Kronprinz faſt ganz allein mit ſeinen militäriſchen Rathgebern, jetzt iſt die Aufgabe größer und ſie findet den Herrn in einer Lage, die ihn beſtändig veranlaſſen muß, an vieles Andere zu denken, fürſtlich zu wirken und ſich auszugeben. Im Hauptquartier des Königs hat man ſich dieſe Fürſtenbegleitung fern gehalten, und faſt Alles dem Kronprinzen zugewandt.

Unter den vorhandenen Herren fehlt es natürlich nicht an ſolchen, welche die Zukunft Deutſchlands mit warmem Herzen und Erfindungsluſt beſprechen. Daß dieſe ungeheuere Erhebung zu etwas ganz Neuem führen müſſe, iſt ihnen völlig deutlich, nur darüber gehen die Anſichten auseinander, wie das Neue beſchaffen ſein ſoll. Mein lieber Herzog empfing mich verwun-

dert, und ſprach zu mir von dem neuen Kaiſerthum, das die Fürſten ſehr wünſchten. Aber ich beſorge, ſein warmes Herz täuſcht ihn, es ſind nicht Alle ſo bereit wie er, für Deutſchland ihre fürſtliche Vollgewalt hinzugeben. Zudem iſt es keine gute Vorbedeutung von einem neuen Kaiſer zu reden, während man dem, der jetzt unſer Feind geworden, gerade den Purpurmantel ausziehen will.

Der Aufbruch des Hauptquartiers von Speier erfolgte am 3. Auguſt früh. Ein langer Zug von Wagen, Reitern, Roſſen, wohl 200 Pferde, auf ſtaubiger Landſtraße. Der Kronprinz fuhr mit ſeiner nächſten militäriſchen Umgebung kluger Weiſe ſpäter ab; dadurch war die Entlaſtung des Herrn von unweſentlichen Verpflichtungen eingeleitet.

Die ganze Pfalz in Stadt und Dorf ſteckte ihre Fahnen heraus und jubelte dem Kronprinzen zu, ſo warm, ſo fröhlich vertrauend und ſo hingeriſſen von ſeiner guten Art, daß es eine Freude für Jedermann iſt. Er macht die Menſchen von Herzen froh, durch eine ganz einzige Verbindung von vornehmer Artigkeit und treuherzigem Weſen. Und er wirkt allerdings als Eroberer. Aber ſolche Wirkung iſt wie der holde Rauſch fremder Poeſie, er verfliegt ſchnell in nüchterner Wirklichkeit. Der Weg von Speier nach Landau führt in der erſten Hälfte vier Wegſtunden durch flaches Land, deſſen Fruchtbarkeit be-

rühmt ist. Der Nußbaum im Felde, sorgfältig gepflegte Rebgärten, der Tabak geben den Fluren eigenthümliches Aussehen; die Menschen mit gescheidten Gesichtern, auch unter den Kindern viel Braunhaar und Schwarzhaar und große dunkle Augen, theils römisches, theils jüdisches Blut, das hier einen großen Bestandtheil ausmacht, daneben prächtige hellblonde Germanenköpfe. Die Frauen tragen auf dem Kopf und haben deshalb gute Haltung. Aus den Fenstern der niedrigen, weißgetünchten Steinhäuser in den Dörfern hingen viele blauweiße Fahnen, daneben die Teppiche der Putzstube; Bundesfarben zuweilen in den Städten, in einem Dorfe auch einmal eine schwarz-weiße Fahne, die wir begrüßten, darunter kauerten und standen fünf hübsche Kinder in einer Gruppe. Alles freut sich hier recht innig, daß es einmal vor Gott und Menschen erlaubt ist, gut bairisch zu sein.

Allmählich wird bei der Wegrichtung auf Frankreich das Hardtgebirge zur rechten Seite höher. Prächtige Formen, Kegel und starkgeschwungene Gipfel, am Reisetage im blauen italienischen Duft. Es war sehr schön und tröstete über das militärische Aussehen von Landau, einem kleinstädtischen Nest für biertrinkende Invaliden. Der Kronprinz war hier sehr in Anspruch genommen, mir fiel auf, daß er mit so geringer Bedeckung in das Land ritt. Er machte einen Be-

ſuch im Lager des fünften Corps. Als er herankam, löſten ſich die Bataillone ganz auf, weil Alles vorwärts ſtürzte und ihm die „Hoch" entgegenrufen wollte. Es waren ſeine Treuen von Nachod und Skalitz. Er beſchaute dann auch das elfte Corps. Beide zuſammen bilden die Kerntruppen, welche er bei den erſten Zuſammenſtößen mit dem franzöſiſchen Heer einſetzen muß. Nach ſeiner Rückkehr wurde im geheimen Rath des Generalſtabs feſtgeſetzt, was am nächſten Tage zum Ereigniß werden ſollte.

Am 4. Auguſt früh rieſelte der Regen herab. „Wie bei Königgrätz" ſagten die Leute. Es lag etwas in der Luft, Jedermann wußte, daß ein Zuſammenſtoß mit dem Feinde wahrſcheinlich war. Kurz nach 6 Uhr, nachdem die Briefe aus der Heimat angekommen waren, brach der Kronprinz mit ſeiner Hälfte des Hauptquartiers auf. Um 9 Uhr ſtand die bairiſche Diviſion Graf Bothmer im Norden von Weißenburg mit dem Befehle, die Stadt zu nehmen, welche durch Turkos der franzöſiſchen Diviſion Abel Douay beſetzt war. Die Franzoſen waren gerade beim Abkochen und wurden überraſcht, aber die alten Wälle, die Gräben und feſten Thore der Stadt machten die Einnahme durch Infanterie-Angriff doch ſehr ſchwierig. Die Baiern fanden hartnäckigen Widerſtand, und erwieſen ihre Ausdauer genau ſo, wie ihr General kurz vorher gerühmt hatte. Unterdeß griffen die

Preußen die Hauptſtellung des Feindes, den Gaisberg an, der durch Geſchützbänke und durch Schießſcharten in einem maſſiven Bau auf der Höhe zur Vertheidigung hergerichtet war. Es waren Regimenter des fünften Corps, voran das Königsregiment Nr. 7, welche zuletzt mit ſchlagendem Tambour, faſt ohne einen Schuß zu thun, den entſcheidenden Sturmangriff machten. Die Offiziere, nach preußiſchem Brauch voran, fielen zuerſt, nichts hemmte den Tritt der Braven. Dann half das elfte Corps den Baiern Weißenburg einnehmen. Es war ein glorreiches Treffen, etwa 800 Gefangene, eine Kanone. Wir hatten große Uebermacht, aber die Franzoſen eine ſehr feſte Stellung; der Kampf ging nach den Dispoſitionen mit der Sicherheit eines Uhrwerkes vor ſich, und General Blumenthal durfte am Abend nur das Eine bedauern, daß den Deutſchen nicht das ganze Corps von Mac-Mahon gegenüber geſtanden hatte.

Als der Kronprinz den erſtürmten Gaisberg hinaufritt, löſten ſich wieder die Reihen der gelichteten Bataillone, Alles ſtürzte jauchzend und Hoch rufend zu ihm heran, die Verwundeten hoben ſich und ſtreckten die Arme nach ihm aus, es war wie ein einſtimmiger Ruf: „Sieh, wir haben's nicht ſchlecht gemacht!“ Solcher Ausdruck einer feſten, in den Schrecken des Todes aufjauchzenden Kriegertreue iſt das Höchſte, was ein königlicher Heerführer erleben kann.

Als am Abend der Kronprinz von dem Sturm seines fünften Corps auf den Gaisberg sprach, wie nach dem Gelingen die zerschossenen Bataillone ihm Sieg und Hoch zugerufen, da wurde die Rührung in seinem Antlitz fast übermächtig, und es lag eine Verklärung auf ihm, die auch seine Umgebung ergriff. Das ist die hohe furchtbare Poesie des Krieges. Stolz und Ehre des streitenden Volkes ist, für die Sache zu fallen und zu siegen, die sich ihm in der Person seines Fürsten verkörpert. Aber die Begeisterung des Soldaten und die des königlichen Feldherrn sind nicht ganz gleich in ihren Einwirkungen auf Seele und Leben. Die Treue des Soldaten ist, sich hinzugeben, die des kriegerischen Fürsten, diese Hingabe edel zu empfangen. Der erstere ist besser daran; für den Fürsten birgt sich in dem höchsten Genuß, den ihm sein hohes Amt bietet, auch eine geheime Gefahr. Als Schlachtengott und als das irdische Schicksal von Hunderttausenden über den Andern zu stehen, macht den besten und reinsten Mann zuletzt empfänglich für den häßlichen Gedanken „ich, der Staat". Und als der Herr unwillkürlich den Arm auf meine Schulter legte, da dachte ich mir, ich wollte ihm treu sein für sein späteres Leben, ein ehrlicher Mann, der seine Hingabe dadurch bewährt, daß er leise daran mahnt, wie schwer es dem Fürsten wird, erhebende Gefühle seines Berufes mit ernster Arbeit

und wahrhafter Hingabe an ſeinen Staat zu verbinden.

Am Abend kauerte eine Anzahl Turkos in zwei Reihen vor dem Pfarrhauſe von Schweighofen, wo das Quartier des Kronprinzen war, darunter garſtige, ſchwärzliche Schlingel, Alte unter großem Turban und Junge mit dem Fez. Einzelne ſahen ſehr trübſelig aus, ſie erwarteten wohl in Kürze aufgegeſſen zu werden. Sie waren aber nur zur Förderung der Völkerkunde für unſere Soldaten ausgeſetzt.

Am 5. Auguſt kam nach kräftigem Vormarſch der Truppen in der Richtung auf Wörth und Hagenau, und nach endloſem Stocken und Stauen in den Colonnen, das Hauptquartier in Sulz an. Unterwegs um Weißenburg ſah man die Spuren des Kampfes: tote Pferde, tote Turkos in gekrümmter Stellung, wie zum Sprung zuſammengezogen, Sanitätswagen, Krankenträger, Haufen zuſammengeleſener Helme, Monturſtücke und Waffen.

Sulz war ein erſchrockener kleiner Ort, mit verdrießlich leidenden Menſchen, darunter einige fanatiſche Franzoſen. Einer von dieſen wurde ergriffen, als er auf unſere Soldaten ſchoß, und am Morgen darauf füſilirt; die Frau lag den langen Tag in ihrem Hofe und raufte ſich die Haare.

Die Franzoſen haben allem Volk geſtattet, ſich mit dem rothen Kreuze aufzuputzen, vor jedem größeren

Haus ſteckt die Fahne, trägt der Beſitzer die Binde, um von Einquartierung frei zu bleiben, er nimmt dafür einige „leicht verwundete Franzoſen“ in Pflege.

Heut Abend kam faſt zugleich mit dem Großherzog von Baden Roggenbach an. Er war in das Hauptquartier geladen: friſch, hoffnungsvoll, gehoben. Sein warmes, wohlthuendes Weſen war für mich wieder eine große Freude und Erquickung, in dem erfindungsreichen Geiſte ſpann er bereits Gedanken, was aus Frankreich werden ſolle, wenn uns gelänge den Kaiſer durch Siege zu beſeitigen. Aber der liebe Freund will wieder gehen. Er ſieht nicht, was er hier ſoll, und ich glaube, er hat Recht. — Jetzt habe ich die Schrecken des Krieges geſehen, nicht die Leichenfelder ſind es, darüber kommt man weg. Aber ich war hier in Sulz in einem Kramladen einquartiert. Die Verpflegungscolonnen waren nicht zur Stelle und die Soldaten kamen, forderten, nahmen, zuletzt begannen ſie zu rauben; gerade gegenüber vom Quartier des Kronprinzen.

Am 6. früh begann die Kanonade in der Nähe von Wörth, dorthin war die ganze Artillerie vorgeſchoben. Mehrere Stunden war man im Hauptquartier der Anſicht, daß für dieſen Tag eine Schlacht nicht zu gewärtigen ſei; noch als gegen 10 Uhr der Kronprinz mit Blumenthal zu Pferde ſtieg, erwartete der General erſt am nächſten Tage die Entſcheidung als Folge aller eingeleiteten Bewegungen des Heeres.

und wahrhafter Hingabe an ſeinen Staat zu verbinden.

Am Abend kauerte eine Anzahl Turkos in zwei Reihen vor dem Pfarrhauſe von Schweighofen, wo das Quartier des Kronprinzen war, darunter garſtige, ſchwärzliche Schlingel, Alte unter großem Turban und Junge mit dem Fez. Einzelne ſahen ſehr trübſelig aus, ſie erwarteten wohl in Kürze aufgegeſſen zu werden. Sie waren aber nur zur Förderung der Völkerkunde für unſere Soldaten ausgeſetzt.

Am 5. Auguſt kam nach kräftigem Vormarſch der Truppen in der Richtung auf Wörth und Hagenau, und nach endloſem Stocken und Stauen in den Colonnen, das Hauptquartier in Sulz an. Unterwegs um Weißenburg ſah man die Spuren des Kampfes: tote Pferde, tote Turkos in gekrümmter Stellung, wie zum Sprung zuſammengezogen, Sanitätswagen, Krankenträger, Haufen zuſammengeleſener Helme, Monturſtücke und Waffen.

Sulz war ein erſchrockener kleiner Ort, mit verdrießlich leidenden Menſchen, darunter einige fanatiſche Franzoſen. Einer von dieſen wurde ergriffen, als er auf unſere Soldaten ſchoß, und am Morgen darauf füſilirt; die Frau lag den langen Tag in ihrem Hofe und raufte ſich die Haare.

Die Franzoſen haben allem Volk geſtattet, ſich mit dem rothen Kreuze aufzuputzen, vor jedem größeren

Haus ſteckt die Fahne, trägt der Beſitzer die Binde, um von Einquartierung frei zu bleiben, er nimmt dafür einige „leicht verwundete Franzoſen“ in Pflege.

Heut Abend kam faſt zugleich mit dem Großherzog von Baden Roggenbach an. Er war in das Hauptquartier geladen: friſch, hoffnungsvoll, gehoben. Sein warmes, wohlthuendes Weſen war für mich wieder eine große Freude und Erquickung, in dem erfindungsreichen Geiſte ſpann er bereits Gedanken, was aus Frankreich werden ſolle, wenn uns gelänge den Kaiſer durch Siege zu beſeitigen. Aber der liebe Freund will wieder gehen. Er ſieht nicht, was er hier ſoll, und ich glaube, er hat Recht. — Jetzt habe ich die Schrecken des Krieges geſehen, nicht die Leichenfelder ſind es, darüber kommt man weg. Aber ich war hier in Sulz in einem Kramladen einquartiert. Die Verpflegungscolonnen waren nicht zur Stelle und die Soldaten kamen, forderten, nahmen, zuletzt begannen ſie zu rauben; gerade gegenüber vom Quartier des Kronprinzen.

Am 6. früh begann die Kanonade in der Nähe von Wörth, dorthin war die ganze Artillerie vorgeſchoben. Mehrere Stunden war man im Hauptquartier der Anſicht, daß für dieſen Tag eine Schlacht nicht zu gewärtigen ſei; noch als gegen 10 Uhr der Kronprinz mit Blumenthal zu Pferde ſtieg, erwartete der General erſt am nächſten Tage die Entſcheidung als Folge aller eingeleiteten Bewegungen des Heeres.

Unterdeß war die Schlacht entbrannt, eine der blutigſten und ruhmvollſten, die wir erlebt haben. Am Nachmittag wurde die Größe und die Furchtbarkeit des Sieges allmählich bekannt. Alles geſtürmt und zerſchlagen unter ſchrecklichen Verluſten. Jedermann fühlte, daß dies ein grimmiger, menſchenmordender Krieg ſei. Die größere Tüchtigkeit unſeres Heeres iſt durch dieſe Schlacht entſchieden. Daß gerade dem Kronprinzen und ſeinem aus Preußen und Süddeutſchen gemiſchten Heer die ehrenvolle Aufgabe wurde, dies vor Europa feſtzuſtellen, iſt beinahe ſo ſchön, als der Sieg ſelbſt. Der Herr war an dieſem Abende ſtill, auch ſeine mannhafte Kraft erſchöpft. Er ſagte zu mir in großer Bewegung: „Ich verabſcheue dies Gemetzel, ich habe nie nach Kriegsehren geſtrebt, ohne Neid hätte ich ſolchen Ruhm jedem Andern überlaſſen, und es wird gerade mein Schickſal aus einem Krieg in den andern, von einem Schlachtfeld über das andere geführt zu werden und in Menſchenblut zu waten, bevor ich den Thron meiner Vorfahren beſteige. Das iſt ein hartes Loos.“ — „Dafür mögen Sie als König im Segen des Friedens regieren.“

(Zum 9. Auguſt). Als ich in dieſes Land kam, ſtand mir hübſch feſt in der Seele, daß die Elſaßfrage eine leidige Frage ſei, und daß auch ein glückliches Ende des Krieges uns kaum in Beſitz des Landes ſetzen werde, ja, daß wir uns dies gar nicht begehren

dürften wegen der Unmöglichkeit, in ſolchem Fall mit Frankreich wieder auf erträglichen Fuß zu kommen, ferner, weil wir bei der doch bevorſtehenden Abrechnung mit Jungrußland immerhin durch ein Bündniß Frankreichs mit Rußland in die Klemme kämen, endlich, weil wir unſichere Grenzländer genug haben, und harten Nationalitätenkampf — Böhmen — in nächſter Nähe. Aber es hilft nichts, das Herz läßt ſich nicht einſchnüren. Jede Meile, die wir weiter in dieſem ſchönen Land zurücklegen, jedes von den blauäugigen Kindern, die uns anſtarren, ja auch jede Unterhaltung mit den Landleuten, Männern und Frauen, Alles rührt und mahnt das Herz. Im Ganzen ſteht es in Deutſch-Elſaß ſo: Katholiken faſt zwei Drittheile, viele Juden, das übrige Proteſtanten. Die Proteſtanten in einem Winkel ihres Innern gedrückt und unzufrieden, vor anderen die Geiſtlichen, wenige dieſer Minderzahl ſchon jetzt mit deutſchen Hoffnungen. Auch die Katholiken im Landvolk fühlen ſich gar nicht als Franzoſen, ſie ſehen ohne Freude das Franzöſiſche durch die Schulen in ihre Kinder gepflanzt, aber ſie wurden vor dieſem Kriege durch ihre Geiſtlichen geſtachelt, welche hier eine ganz eigenthümliche politiſche Rolle ſpielen. Auch dieſe ſind vielleicht mit dem Druck der Beamtenherrſchaft unzufrieden, aber ſie arbeiten dennoch in echt franzöſiſcher Weiſe als Verbündete der Regierung. „Wir wußten bereits,

daß es etwas geben würde, als die Pfaffen wie die Bienen umherſchwärmten, denn das war beim Krimkrieg und dem italieniſchen gerade ſo," ſagte ein Landwirth in Ober-Modern. Die wichtigſten Förderer der franzöſiſchen Bildung aber ſind die Schullehrer, welche auf Befehl von Paris ſoviel als möglich franzöſiren, ferner die franzöſiſchen Volksbibliotheken, welche durch Napoleon faſt in jeder Gemeinde angelegt ſind. Es iſt noch gerade Zeit und das letzte Geſchlecht, in welchem dieſe Tünche abgeworfen werden kann. Außerdem iſt auf dem Lande faſt aller Adel franzöſiſch: Paris, die Senatorengehalte, Eiſenbahn- und andere Unternehmergewinnſte, die Corruption und die Eleganz ziehen nach dem Großſtaat im Weſten. In den Städten die gebildete Jugend und der reiche Induſtrielle, der ſeinen Reichthum dem franzöſiſchen Zollſyſtem verdankt. Nur die letzte Klaſſe iſt von wirklicher Bedeutung und für uns ein Hinderniß, denn die Induſtrie hat ſich im Gegenſatz zur Rheinſchweizer und badiſchen entwickelt. Der Handel aber iſt zumeiſt Produktenhandel und zieht nach dem Rhein. Darnach ſteht die Sache ſo. Das Land liegt in einem Halbſchlaf, die Gebildeten ſind im Ganzen gegen uns, die Mehrzahl des Volkes würde einen Uebergang zu Deutſchland ſich geduldig gefallen laſſen, aber die Mehrzahl hat keinen thätigen Willen für die Verbindung mit uns, denn ſie kennt uns ja nur durch den Krieg. Das Uebrige

iſt dunkle Sage der Väter. Doch wenn diesmal der Elſaß nicht deutſch wird, erhalten wir ihn nimmer zurück, denn die franzöſiſchen Späher belauern genau das Verhalten der Eingebornen.

Das iſt jetzt die Frage, um die ich mich kümmere. Den Kronprinzen habe ich in den letzten Reiſetagen kaum allein geſprochen, er ſieht aber gut aus und iſt vergnügt und gehoben. Wir lagern heut — den 9. — am Fuße der Vogeſen, morgen geht es in langen Tagemärſchen darüber mit ſieben Colonnen. Jenſeits wird ſich dies Manöver wohl in ſeiner Bedeutung vernehmlich machen. General v. Blumenthal tröſtet die Beſorgten, die Zertheilung des Heeres auf den Gebirgswegen ſei keine Gefahr. In Wahrheit iſt der dritte Theil der franzöſiſchen Armee durch die verlorenen Schlachten zerrüttet; aber auch unſer Verluſt bei Wörth iſt unheimlich groß und man erwägt im Stabe, ſo geht es nicht fort, man muß die anderen Waffen und unſere Ueberlegenheit im Ausführen vorgeſchriebener Bewegungen beſſer verwerthen. Geſtern und heute haben Regentage die Wege ſchwierig, das Biwak der Soldaten beſchwerlich gemacht.

Der Kronprinz hat den lebhaften Wunſch, bei künftigen Friedensverhandlungen zugezogen zu werden, vielleicht weniger, weil es ihn drängt, beſtimmte Forderungen aufzuſtellen, als weil es ihn kränkt, in ſolcher Lebensfrage Preußens und Deutſchlands unbeachtet

zur Seite zu ſtehen. Ich rieth ihm, was unſer einem ja am nächſten liegt, ſich recht offen und herzlich an den König zu wenden, mit der Bitte, ihn zuzuziehen, unter Angabe ſeiner berechtigten Gründe. Doch er hat, ſogleich nach der Schlacht bei Wörth, über das bei einem Friedensſchluß für Deutſchland Wünſchenswerthe eine Denkſchrift für den Kanzler aufgeſetzt, die er mir zum Leſen gab. Sie war ſehr ſchön, und ein gnadenvolles Schickſal möge allen Forderungen Erfüllung bereiten, aber wer weiß: wann, mit wem und unter welchen Verhältniſſen der Friede geſchloſſen werden wird?

Am 11. Auguſt raſtete das Hauptquartier auf der Höhe der Vogeſen in dem Gebirgsdorfe Petersbach. Der Kronprinz beſtellte mich für den Nachmittag zu einer Unterredung vor ſein enges Quartier ins Freie. Er trat auf eine große ſanftgeneigte Weidefläche. Nach einem Regentage glänzte Halm und Blatt im Sonnenlicht, zur Seite graſten die Kühe, im Rücken zogen Geſchütz- und Proviant-Colonnen die Bergſtraße entlang; vor uns lagen die dämmerigen Höhen, welche ſich in den Süden Lothringens hinabziehen und von da ſtiegen zuweilen kleine weiße Rauchwolken am Himmel auf, denen der dumpfe Ton des Geſchützes folgte, dort lag in der Ferne Pfalzburg, welches mit der Feldartillerie des ſechsten Corps ſeine Schüſſe tauſchte. Längs dem Gehölz, welches den Weide-

grund nach abwärts umſäumte, ſchritt Rittmeiſter von Schleinitz auf und ab und ſpähte in das Holz, nach Kriegsbrauch zum Schutz und als Kugelfang gegen einen tückiſchen Schuß aus dem Dickicht.

Noch einmal ſprach der Kronprinz die Denkſchrift durch, deren ſchnelle Abſendung ihm am Herzen lag, dann begann er: „Und was ſoll mit Deutſchland werden, welche Stellung ſoll der König von Preußen nach dem Kriege erhalten?“ — Ich antwortete, wenn es ein Friede wird, wie wir ihn jetzt hoffen dürfen, ſo iſt die Mainlinie kein Hinderniß mehr, die Süddeutſchen können unter ähnlichen Bedingungen wie die Staaten des Nordbundes in den Bund treten und wir dürfen hoffen, daß ſie dies ſelbſt wollen, wenn auch nicht ſämmtlich ſo warm wie Baden. Das fand der Kronprinz ſelbſtverſtändlich, aber er frug wieder: „und was ſoll der König von Preußen werden?“ — Antwort: Kriegsherr des neuen Bundes, braucht man dafür einen Namen, ſo wird dieſer ſich wohl finden. Im Nothfall kann man ja eine uralte volksthümliche Bezeichnung zu neuer Ehre erheben und den königlichen Titeln die Worte Herzog von Deutſchland zufügen. Die Preußen begehren für ihren König keine neuen Namen, nur die Macht. Da aber brach der Kronprinz ſtark heraus und ſein Auge leuchtete: „Nein, er muß Kaiſer werden.“ Betroffen ſah ich auf den Herrn, er hatte ſeinen Generalsmantel

ſo umgelegt, daß er wie ein Königsmantel ſeine hohe Geſtalt umfloß und um den Hals die goldene Kette des Hohenzollern geſchlungen, die er doch ſonſt in der Ruhe des Lagers nicht zu tragen pflegte, und ſchritt gehoben auf dem Dorfanger dahin. Offenbar hatte er, erfüllt von der Bedeutung, die der Kaiſergedanke für ihn hatte, auch ſein Aeußeres der Unterredung angepaßt. Wir aber waren gerade über der Arbeit, den Mann, welcher ſich einen neuen Kaiſerſtuhl errichtet hatte, von dieſem hinabzuwerfen, und uns Norddeutſchen war das alte Kaiſerthum durch mehrhundertjährige Demüthigung und gehäuftes nationales Unglück verleidet. Deshalb vernahm der Hörer dieſen Ausbruch warmen Begehrens bei dem künftigen König von Preußen ohne Begeiſterung. Den Einwurf, daß die ſüddeutſchen Könige ſchwerlich mit ſolcher Einrichtung zufrieden ſein würden, beantwortete der Herr mit der Annahme, daß bereits die Macht vorhanden ſei, Widerſtrebende zu nöthigen. Die naheliegenden Bedenken hiergegen hörte er geduldig an, dann wurde er ſelbſt beredt und ſprach von der Bedeutung und hohen Würde des deutſchen Kaiſerthums; daß die Kaiſerwürde zuletzt an Werth und Anſehen gering geworden ſei, räumte er ein, „aber das ſoll jetzt anders werden.“ Der Kronprinz hatte viel Geſchichtliches geleſen und war in der Haus- und Familiengeſchichte ſehr wohl bewandert, nicht ebenſo

vertraut waren ihm die alte Verfassung und die Machtbefugnisse der römischen Kaiser deutscher Nation. Er gab bereitwillig zu, daß die Wiederbelebung des Kaiserthums etwas weit Besseres schaffen müsse, als in früheren Jahrhunderten bestanden habe, konnte aber nicht dem Gedanken entsagen, daß der König von Preußen als Kaiser von Deutschland Erbe der alten tausendjährigen Würden und Ehren sein werde. Da eine Auseinandersetzung über diese Auffassung zwecklos wurde und er doch das Widerstreben des Hörers empfand, so frug er wieder in seiner herzlichen Weise: „Was haben Sie also im Grunde einzuwenden?" Als ich den Herrn so vor mir sah, mochte ich mir auch nicht versagen, vorzutragen, was ich auf der Seele hatte: Ueber die politische Zweckmäßigkeit eines neuen Kaiserthums Deutschland mögen Andere urtheilen, mir, als einem persönlich verpflichteten Mann giebt große Huld vielleicht ein Recht zu sagen, daß mir noch eine ganz andere Rücksicht die Kaiseridee unlieb macht. Ihre Durchführung bedroht das Geschlecht der Hohenzollern mit einer Anhäufung derselben Gefahren, durch welche mehr als eine erlauchte Herrenfamilie zum Unglück ihres Volkes an Kraft und Tüchtigkeit verloren hat. Was unterscheidet die Hohenzollern, die, als Menschen betrachtet, keineswegs immer bedeutender und kräftiger gewesen sind als ihre Standesgenossen, von anderen Königen,

die, wie ſie, in ſicherem Erbe ſtehen? Doch zumeiſt der Umſtand, daß ſie um ihrer Selbſterhaltung willen und zur Mehrung ihrer Macht genöthigt waren, den Vortheil der deutſchen Nation gegen das Hausintereſſe anderer erlauchter Familien zu vertreten. Jeder große Fortſchritt iſt durch ſie in den Zeiten errungen, wo dieſe Nothwendigkeit ihr Leben und ihre Thätigkeit beherrſchte. Die Gefahren ihrer erhabenen Stellung, die Abgeſchloſſenheit vom Volke, das leere Schaugepränge, das Beharren in einem verhältnißmäßig engen Kreiſe von Anſchauungen, die Beſetzung ihrer Tage mit anmuthigen Nichtigkeiten, das alles iſt in dieſen zwei Jahrhunderten ſcharfer Arbeit für ſie wenig gefährlich geweſen. Eine gewiſſe ſpartaniſche Einfachheit und Strenge hat Beamtenthum, Heer und Volk in Zucht gehalten. Die neue Kaiſerwürde wird das ſchnell ändern. Die deutſche Kaiſerkrone hat zur Vorausſetzung nicht nur die achtungsvolle Bewahrung der regierenden Häuſer, durch deren Genehmigung ſie jetzt gewonnen werden ſoll, ſondern auch eine unabläſſige Repräſentation den Fürſten gegenüber. Aller Glanz der Majeſtät, die Staatsaction bei vornehmen Beſuchen, die Hofämter, die Schneiderarbeit in Coſtüm und Decorationen werden zunehmen und, wenn ſie erſt einmal eingeführt ſind, immer größere Wichtigkeit beanſpruchen. Der einfache blaue Rock der Hohenzollern wird zuletzt nur noch als alter-

thümliche Erinnerung hervorgeholt werden. Das Selbſtgefühl aller Fürſten wird ſich ſteigern; aber ebenſo ſehr das Selbſtgefühl des Adels, der ganze faſt überwundene Kram alter, nicht mehr zeitgemäßer Anſprüche wird ſich ſchnell mehren. Ueberall wird das fühlbar werden, auch im Beamtenthum und im Heere. Die Zahl der vornehmen Herren, welche in der Armee hohe Kommandos nicht wegen erprobter Tüchtigkeit, ſondern wegen ihrer Geburt erhalten, iſt ſchon gerade groß genug, eine Mehrung ſolcher Befehlshaber, von deren Urtheil Schickſal und Leben unſerer wackeren Soldaten abhängen ſoll, wird zum Nachtheil werden. Bei der ſchnellen Steigerung des Wohlſtandes iſt es ſchon jetzt ſehr ſchwer, in den Offiziercaſinos die alte Zucht und Einfachheit zu erhalten, für die Zukunft wird das nur möglich, wenn unſere Fürſten ſelbſt unabläſſig ein gutes Beiſpiel der Einfachheit geben und den Regimentern die Gelegenheit nicht gewähren, in vornehmer Kameradſchaft Geld auszugeben. Und wie im Heer und Civildienſt, ſo wird auch im Volke ein höfiſches und ſerviles Weſen ſich einſchleichen, das unſerer alten preußiſchen Loyalität nicht eigen war. In Zeiten des Gedeihens werden die Deutſchen wohl ſolchen Uebelſtand ertragen können, wenn er auch vielen Einzelnen die Energie und Tüchtigkeit vermindert. Aber jede Einſeitigkeit ruft auch ihren Gegenſatz hervor, und durch unſer Jahrhundert

geht eine ſtarke demokratiſche Unterſtrömung. Wird einmal durch große Unfälle und ein Mißregiment im Volke die Unzufriedenheit verbreitet, dann drohen auch den altheimiſchen regierenden Familien größere Gefahren. Schon jetzt ſind unſere Fürſten in der Lage, gleich Schauſpielern auf der Bühne zwiſchen Blumenſträußen und lautem Beifallsklatſchen begeiſterter Zuſchauer dahinzuwandeln, während in der Verſenkung die vernichtenden Dämonen lauern u. ſ. w.

Dies und Aehnliches wurde lange verhandelt, nicht Alles zum erſten Male, denn ſchon während des Reichstags vom Jahre 1867 hatte der Kronprinz an ſtillen Abenden ſolcher bürgerlichen Auffaſſung über den fürſtlichen Beruf Gehör geſchenkt; auch diesmal hörte er nachſichtig zu und ſtimmte zuweilen bei, aber am Ende der langen Auseinanderſetzung brach er lebhaft heraus: „Hören Sie an. Als ich während der franzöſiſchen Ausſtellung mit meinem Vater in Paris war, ſandte Kaiſer Napoleon die Anfrage: da der Kaiſer von Rußland ſeinen Beſuch angekündigt habe, ſo wünſche er von dem König zu erfahren, wie dieſer es mit den Rangverhältniſſen der hohen Gäſte gehalten haben wolle, er, Napoleon, werde Alles nach dem Wunſche des Königs einrichten. Da antwortete mein Vater, „dem Kaiſer gebührt immer der Vorrang.“ — Das ſoll kein Hohenzollern ſagen, und das darf für keinen Hohenzollern gelten,“ ſchloß er

heftig. Dieſe Worte geſtatteten, tief in ſein Gemüth zu ſehen, er war erfüllt von dem fürſtlichen Stolz, der das Höchſte für ſich begehrt, und höchſte irdiſche Stellung war für ihn die unter der Kaiſerkrone. So tief war dieſe Forderung in ſeinem Weſen begründet und ſo eng verbunden mit ſeiner Auffaſſung von fürſtlicher Hoheit, daß alles weitere Einreden nichtig ſein mußte.

Es ſei geſtattet, hier aus ſpäterer Erfahrung einige Bemerkungen beizufügen. Zunächſt, daß die Einwände, welche dem Kronprinzen auf dem Anger von Petersbach gemacht wurden, durchaus nicht die beſte Berechtigung hatten, auch wenn man zugiebt, daß ſie ſämmtlich begründet waren. Denn die Aufgaben, welche dem erſten Herrengeſchlecht Deutſchlands in den Jahrhunderten *vor* der Einigung geſtellt waren, blieben nicht ganz die alten, ſeitdem dieſe Einigung eine ſtaatliche Form gewonnen hatte. Die Tüchtigkeit, zu welcher die preußiſchen Könige und ihr Volk durch eine enge und arme Zeit erzogen waren, mußte in der Neuzeit ſich in anderen Formen gegenüber neuen Verſuchungen bewähren. Und ferner iſt es unmöglich, einen großen politiſchen Gedanken, welcher durch den Zug der Zeit und die hochgeſteigerte Volkskraft zur That werden will, in vorſichtiger Abwägung der Uebelſtände, welche ſeine Durchführung einzelnen Betheiligten bereiten mag, zurückzudrücken. Der Weiſe

wird ſich der Gefahr bewußt bleiben, aber dennoch eine Umwandlung, die ſich nicht aufhalten läßt, auf ſich nehmen, und der Kronprinz vertrat in der Sache das Richtigere, wie ihm auch die Sehnſucht darnach gekommen ſein mochte.

Sein Gemüth war weich und warm, menſchenfreundlich und opferbereit, und er gab da, wo er vertraute, mehr von ſeinem Weſen, als wohl ein anderer Fürſt. Aber untilgbar haftete in ſeiner Seele die herkömmliche fürſtliche Auffaſſung von Rang und Stand; wo er Veranlaſſung hatte, ſich an ſeine eigenen Anſprüche zu erinnern, war er hochfahrender als andere ſeiner Standesgenoſſen, und wo er nicht gemüthlich ſtark angezogen wurde, oder durch volksthümliches Gebahren wirken wollte, betrachtete er die Menſchen unwillkürlich nach den Abſtufungen, welche die Monarchie auch denen zutheilen möchte, die nicht im Dienſte ſtehen. Hätte ihm das Geſchick eine wirkliche Regierung gegönnt, ſo wäre dieſe Eigenart wohl zuweilen befremdlich für die Zeitgenoſſen ſichtbar geworden. Er ſcherzte gern über die feinen Unterſchiede und Bedeutungen der preußiſchen Orden und Bänder, ihm ſelbſt aber wäre es als eine ernſte Sache erſchienen, den unfertigen Schwanenorden, der durchaus nicht gelingen will, und Aehnliches einzurichten, was die Stufenleiter aller, die unter dem Regenten ſtehen, verlängert. Er hatte ein ſcharfes Auge für die Streb-

ſamkeit Solcher, welche für ſich Titel und äußere Auszeichnungen erſehnen, aber er ſelbſt hielt die Zutheilung von Rang und Adel und die Standeserhöhungen für ein unveräußerliches Fürſtenrecht und für einen ſehr werthvollen Vorzug der Hoheit. Einzelheiten des Ceremoniells, Einrichtung von Feſtlichkeiten, bei denen der Fürſt ſich als Mittelpunkt prächtig darſtellt, waren für ihn von Wichtigkeit, ſein Banner und am Ende des Jahres 1870 die Erfindungen Stillfrieds, eigene neue Krone und neue Wappen für den Kronprinzen und für die Kronprinzeſſin, waren ihm ernſte Angelegenheit. Aus dem fürſtlichen Stolz erwuchs in der Seele des Kronprinzen die Idee des deutſchen Kaiſerthums, ſie wurde ein heißer Wunſch, und ich meine, er iſt der erſte Urheber und die treibende Kraft für dieſe Neugeſtaltung. Für ihn waren die Bedenken, welche im Sommer 1870 kühl dagegen machen konnten, kaum vorhanden. Er traf bei ſeinem Verlangen auf den gleichen Wunſch bei einigen unſerer hohen Herren, z. B. Baden, Koburg, welche auch die künftige Stellung der deutſchen Fürſten und das friedliche Einleben derſelben in den deutſchen Staat bedachten.

Der Kronprinz hatte in jener Denkſchrift für den Bundeskanzler ſich enthalten, etwas von dem zu erwähnen, was ihm das Wichtigſte war. Erſt bei einer ſpäteren perſönlichen Zuſammenkunft — die erſte war am Nachmittag des 20. Auguſt, wo er in das große

Hauptquartier nach Nancy gefahren war — hat er davon geſprochen, in Reims ſagte er, daß Graf Bismarck den Gedanken zu wohlwollender Erwägung aufgenommen habe. Dem Schreiber dieſer Zeilen iſt völlig unbekannt, wie der Bundeskanzler damals über ein deutſches Kaiſerthum dachte, und ob er dieſe künftige Krönung des neuen Staatsbaues für die richtige hielt, ich denke aber, daß er als Preuße gerade keine Begeiſterung für ſolche prächtige Zugabe zu wirklicher Macht gehabt haben wird, und daß er als Staatsmann für unzweckmäßig gehalten hat, ſich die Freiheit des Entſchluſſes durch irgend eine Verpflichtung zu beſchränken, daß er aber den Herzenswunſch des Thronfolgers allmählich aufnahm und in ſeiner Weiſe möglich und durchführbar machte, als die Ereigniſſe ihm die Ueberzeugung gaben, daß dieſe Löſung der Schwierigkeiten die verhältnißmäßig beſte ſei. Jedenfalls war er es, der dem Gedanken, ſo weit er ihm zweckmäßig erſchien, zum Leben verholfen hat. Der Kronprinz aber bewahrte die Auffaſſung, daß die neue Kaiſerwürde nur dann die rechte Weihe erhalte, wenn ſie als Fortſetzung jener alten römiſch-kaiſerlichen Majeſtät betrachtet werde, und er war es, welcher bei der Eröffnung des erſten deutſchen Reichstages 1871, zum Erſtaunen der Abgeordneten, den uralten Stuhl der Sachſenkaiſer in die moderne Eröffnungsfeier hineinſchob.

Dieſer Vorfall veranlaßte einen Artikel in der Zeitſchrift „Im neuen Reich“. Als der Kronprinz dieſen geleſen hatte, ſagte er in ſeiner milden Weiſe: „den hat F. gegen mich geſchrieben, aber ich kann mir nicht helfen.“ Bei ſpäterer Begegnung hatte er die Huld zu bemerken: „Ich denke nicht mehr ſo.“ — Dennoch kam er von derſelben Auffaſſung nicht los. Wenigſtens war in ſchmerzvoller Zeit noch einmal von einer römiſchen IV die Rede, welche hinter der erſten Unterſchrift des neuen Kaiſers geſtanden haben ſoll, und die der Erinnerung an Kaiſer Friedrich III., den Vater Maximilians I., ihren Urſprung verdankt.

2. Bis Ligny.

Zu den liebenswertheſten und bedeutendſten Männern unſeres Hauptquartiers gehören die beiden Generalärzte Böger und Wilms. Ihre Kraft wurde nach den furchtbaren Verluſten der Schlacht bei Wörth in einer Weiſe in Anſpruch genommen, die nur eine ungewöhnlich ſtarke Natur zu ertragen vermag, auch eine ſolche nur in einer Zeit der höchſten Begeiſterung. Tag und Nacht mit den gefährlichſten Operationen, die ihnen perſönlich zufielen, beſchäftigt, unter dem Blut und Stöhnen Sterbender, zwiſchen einer faſt unabſehbaren Menge von Verwundeten, deren Bewahrung, Pflege, Heilung ſie zu überwachen hatten, bewahrten ſich beide Männer die überlegene Ruhe,

den Lebensmuth und eine Art von erhabener Heiterkeit, welche dem hülfloſen Verwundeten zuweilen nicht weniger wohlthätig iſt, als die geſchickte Hand des Arztes. Beide Männer, innig befreundet, von ſehr verſchiedenem Weſen, Böger mit feuriger Energie, kurz entſchloſſen, zum Befehlen geboren, und neben ihm Wilms, in vornehmer Haltung, ein ſtiller Beobachter, mit mildem Ausdruck der ſchönen Augen und feiner Laune, — wurden im Hauptquartier ſehr bald mit großer Hochachtung und Zuneigung betrachtet. Auch der treue Geſell Bleibtreu, der Maler, welcher im leichten Sommerröckel ins Feld gezogen war, um für ſeine Schlachtenbilder zu ſammeln, trug den langen Kapuzenmantel, den die beiden Aerzte für ihn in einem franzöſiſchen Laden kauften und den ihm Böger feierlich mit humoriſtiſcher Anſprache überreichte, ſeitdem beharrlich und mit beſonderem Stolz bei jedem Wetter.

Nicht ſo günſtig iſt die Stellung anderer warmherziger Herren, welche das Heer mit menſchenfreundlichen Abſichten begleiten, der Johanniter und Malteſer. Es war kein glücklicher Gedanke, daß man im Jahre 1811, in einer Zeit, welche für Preußen die höchſte Anſpannung des geſammten Volkes nöthig machte, einen abgelebten Ritterorden als ein beſonderes Recht des Adels neu einrichtete. Von da hatte der Orden durch ein Menſchenalter thatlos und ruhmlos beſtanden, man ſagte ihm in dieſer Zeit nach, daß jeder Herr

von alter Familie gegen Zahlung einer gewiſſen Summe die Ordensdecoration erhalten könne, und es war natürlich, daß Solche, welche durch ihre Geburt ausgeſchloſſen waren, ohne jede Zuneigung nach ihm hinſahen. Um ihn der unleugbaren Mißachtung zu entheben, wurde 1852 in einer Zeit kraftloſer Reaction das Statut geändert und die mittelalterliche Idee des ritterlichen Spitals heraufgeholt, die ihn zu einem Orden der Wohlthätigkeit machen ſollte. Aber der Verſuch blieb lange ſchwächlich, die kleine Einkaufſumme und der Jahresbeitrag von einigen Thalern boten für größere Hoſpitalwirkſamkeit keine genügende Grundlage. Erſt ſeit Preußen unter König Wilhelm ſeine ſiegreichen Kriege begann, wurde der menſchenfreundliche Drang zu helfen unter den Ordensrittern ſtärker. Anſehen und Beliebtheit des Ordens wurden dadurch nicht weſentlich vergrößert, er blieb in dem modernen Leben eine fremdartige, nicht mehr zeitgemäße Verbindung. Alle Orden und Ehrenzeichen, welche der Herrſcher in einem Staate der Neuzeit zu ertheilen hat, ſollen Anerkennungen des perſönlichen Verdienſtes um den Staat oder um die Perſon des Monarchen ſein. Dieſer Orden aber hat zu letzter Vorausſetzung, daß der Empfänger in einem gewiſſen kleinen Kreiſe der Staatsangehörigen geboren wurde. Wir finden es in der Ordnung, daß der Mann von Adel mit Befriedigung auf eine lange

Reihe tüchtiger Vorfahren zurückſchaut. Wenn der Stolz auf die Vergangenheit ſeines Geſchlechts ihm ſelbſt Gewiſſen und Charakter feſtigt und ihn von unehrenhaftem Thun abhält, ſo werden wir auch dieſen Stolz als eine Quelle ſittlicher Kraft zu ehren haben, und wenn der Adlige ſich mit Männern ſeines Geſchlechts oder mit andern ſeinesgleichen für geſellſchaftliche oder gemeinnützige Zwecke zuſammenbindet, ſo werden die Ausgeſchloſſenen kein Recht haben, ihn deshalb zu tadeln, und ſie mögen ſich begnügen zu lächeln, wenn in ſolcher Vereinigung einmal Wunderliches ſichtbar werden ſollte. Auch wenn die Staatsregierung den Mitgliedern einer ſolchen Vereinigung geſtattet, bei ihren Zuſammenkünften ein Abzeichen zu tragen, welches zugleich Erinnerung an eine alte Genoſſenſchaft von geſchichtlicher Bedeutung iſt, ſo wird dagegen ebenſo wenig einzuwenden ſein, als gegen die Abzeichen, welche die Freimaurer in ihren Logen tragen. Aber einen ſehr berechtigten Widerſpruch würde es erregen, wenn ein fürſtlicher Großmeiſter die Abzeichen ſeiner Logen den Brüdern als einen Staatsorden ertheilen ließe. Und doch iſt die letzte Vorbedingnng für Aufnahme in die Verbindung der Maurer neben perſönlicher Ehrenhaftigkeit des Aufzunehmenden ſein Sinn für Bildung, Humanität, religiöſe Duldſamkeit, die letzte Vorbedingung für Aufnahme in den Johanniter-Orden, außer der per-

ſönlichen Ehrenhaftigkeit, daß Mutter und vielleicht Großmutter des Aufzunehmenden in einer adligen Wiege gelegen haben. Die Vorausſetzungen des Freimaurerordens haben ohne Zweifel immer noch die beſſere Berechtigung.

Denn die Ertheilung eines Ordens, welcher nach der Auffaſſung des Volkes dafür belohnt, daß der Beliehene von adligen Eltern ſtammt, nährt im Volke die Befürchtung, daß das Volk in den Augen ſeiner Fürſten zweitheilig ſei und daß nach fürſtlicher Auffaſſung einer Minderzahl mit Adelstiteln neben der Hoffähigkeit und den Hofämtern, alſo neben dem Tagesverkehr mit dem Herrſcher, auch die oberſten und einflußreichſten Stellen im Heere und Beamtenthum zuſtehen ſollen. Daß ſolche ſtille Theilung in Regenten und Regierte in Zeiten froher Sicherheit und erfolgreicher Kraftentwickelung ohne lauten Widerſpruch ertragen wird, iſt wahr, aber ſie bleibt eine Schwäche der Monarchie und ſie kann in harter Zeit eine Gefahr für das monarchiſche Leben des Staates werden, weil ſie unſere Herrſcher, die ohnedies in den Anſchauungen adeliger Kreiſe erzogen ſind, in unabläſſige Gefahr ſetzt, durch den Einfluß dieſer Einwirkungen an Freiheit und Unbefangenheit des Urtheils zu verlieren.

Wenn aber in Friedenszeit der Johanniter-Orden immer noch mit einem gewiſſen Humor betrachtet werden kann als eine von den Seltſamkeiten, die

uns aus anderen Culturzuſtänden geblieben ſind, ſo ſteht er ungünſtiger gerade da, wo die ritterlichen Herren, welche ihm angehören, gewiſſermaßen beim Zeitgeiſt um Entſchuldigung bitten, durch ſeine Thätigkeit im Kriege. Möge man dieſe Behauptung nicht befremdlich finden. Der Orden thut in dieſem Kriege Manchem gut und wahrſcheinlich werden viele unſerer Offiziere dereinſt mit warmer Dankbarkeit an die reichliche Ausſtattung, die gute Koſt, die freundliche kameradſchaftliche Pflege, die ſie in Ordensſpitälern gefunden, zurückdenken. Auch hat der Orden die Gemeinen nicht ganz ausgeſchloſſen, natürlich nicht, aber er iſt nach ſeiner Tendenz und ſeinen Einrichtungen vorzugsweiſe für die Offiziere angelegt. Dies aber iſt kein Vortheil für die Krankenpflege des Heeres. Der deutſche Offizier iſt, wir dürfen das mit frohem Stolz ſagen, ſeinen Untergebenen ein Vorbild für Ehre und Tüchtigkeit, er geht ihnen voran in die Gefahr, an ſeinem Auge und ſeiner Stimme hängen in den Stunden des Kampfes hundert Leben. Er iſt im Felde nicht allein der Gebieter, ebenſo der beſte, ſorglichſte Freund ſeiner Soldaten. Er ſoll ſich auch auf dem Krankenlager als Verwundeter in den Tagen des bitterſten Leidens nicht von ſeiner Mannſchaft trennen. Wer geſehen hat, mit welcher Angſt und Hingabe der Soldat im Felde nach ſeinem Offizier blickt, der wird begreifen, welchen

Werth für den Verwundeten und Leidenden die Nähe ſeines Führers hat. Er iſt ihm bei dem bitterſten Schmerz, in der Zeit elender Abſpannung eine Bürgſchaft, daß auch der Kriegsherr des Heeres die Treue, die der Soldat ihm bewieſen, dem Soldaten gegenüber bewahre. Die Verwundeten werden ihrem Offizier, der unter ihnen liegt, Alles, was die Armen vermögen, zu Liebe thun. Sie werden es ganz in der Ordnung finden, daß er zuerſt verbunden wird, den erſten Trunk Waſſer erhält und die beſte Stelle für ſeinen kranken Leib. Aber er ſoll bei ihnen bleiben und unter ihnen aushalten. Wenn die Krankenträger der Johanniter kommen und ihn forttragen, wie die Mannſchaft wohl weiß, auf ein weicheres Lager, in ſorgfältigere Pflege, unter Seinesgleichen, fort von ihnen, ſo legt ſich nicht nur Muthloſigkeit auf die Zurückbleibenden, die ſich wie Verlaſſene und ſchlechter Behandelte vorkommen, ſondern noch ein anderes Gefühl, das der Entfremdung und des Neides. Deshalb ſind der Mannſchaft gegenüber die Offizierlazarethe im Felde kein Vortheil. Und man wende nicht ein, daß auch das Leben des Offiziers verhältnißmäßig koſtbarer ſei, und daß man loben müſſe, wenn mehr für ſeine Erhaltung gethan werde, als für die der Gemeinen. In der großen Mehrzahl der Fälle ſind nach dieſer Richtung die Vortheile der reichlicheren Ausſtattung vornehmer Lazarethe nicht weſentlich, und

einzelne Ausnahmen werden ſich immer ihr Recht fordern. Ferner aber iſt die Sonderſtellung, welche die Johanniterlazarethe unter Befehl und Verwaltung von Ordensrittern und den von dieſen abhängigen Gehülfen wenigſtens bis jetzt haben, nicht die richtige. Alle Heilanſtalten einer Armee müſſen völlig und unbedingt unter dem Befehl des Generalarztes ſtehen. Er muß nicht nur Lager, Pflege und Koſt überwachen, ſondern auch den Befehl über das geſammte Lazarethperſonal haben. Sonſt geſchieht neben ihm und hinter ſeinem Rücken allerlei Unzweckmäßiges. Am wenigſten aber wird die Krankenzucht in einem Lazareth gedeihen, wenn andere Anſpruchsvolle, die ſich als Beſitzer und Verwalter betrachten, neben dem Arzt ſtehen und von ihm wohl gar noch beſondere Beachtung ihrer Perſon und Anſichten beanſpruchen. Die Kriegsrüſtung für einige hundert Betten iſt zwar ein Beitrag zur Krankenpflege eines Völkerkrieges, aber nur ein ſehr kleiner Theil des Nöthigen.

In dieſer Woche kam der engliſche Correſpondent Ruſſel mit dem jungen Herzog von Sutherland im Hauptquartier an. Er wurde als Engländer von dem Kronprinzen mit einer Auszeichnung behandelt, die im Gegenſatz ſtand zu der Nichtachtung, welche bei uns den zugewanderten Berichterſtattern deutſcher Blätter zu Theil geworden war. Denn dieſe treuen Knaben thaten damals faſt ſämmtlich ihre Pflicht

unter großen Beſchwerden. Da das Benehmen der Engländer im Hauptquartier nicht gefiel und ein Theil der engliſchen Zeitungen, die uns zugingen, keineswegs eine freundliche Auffaſſung der deutſchen Sache bewies, ſo war nicht zu verwundern, daß Alle, von denen man annahm, daß ſie mit England in Verbindung ſtanden und dorthin Briefe ſchrieben, mißtrauiſch betrachtet wurden. Auch die Stellung des Herzogs von Auguſtenburg, deſſen Bruder ſeit vier Jahren mit der Prinzeß Helene von England vermählt war, wurde dadurch unbehaglicher, als ſie ohnedies ſeit dem Tage ſeiner Ankunft war. Der wackere Herr hatte im Juli jenen bekannten Brief an Duplat geſchrieben, worin er nicht nur ſich, auch den Herzogthümern das Recht auf Unabhängigkeit von Preußen vorbehielt, jetzt war er in baieriſcher Generalsuniform, die er bei Beginn des Krieges von Baiern erhalten hatte, in das Hauptquartier des Kronprinzen gekommen. Er hatte die Abſicht gehabt, bei den Baiern zu bleiben, doch dies war ihm verleidet worden. Natürlich waren die Preußen des Hauptquartiers ihm gegenüber in ſchwieriger Lage, und gar nicht geneigt, ihn unbefangen und gerecht zu beurtheilen, obgleich es kein Zweifel iſt, daß gerade dieſer hohe Herr in ſeiner peinlichen Gewiſſenhaftigkeit jede Mittheilung in die Fremde vermieden hat, die er für nachtheilig halten konnte. Unleugbar waren

die vertraulichen Nachrichten, welche aus dem Hauptquartier nach England liefen, eine Schwierigkeit, aber eine unvermeidliche. Der Kronprinz ſelbſt ſchrieb jeden Tag an die Gemahlin nach Homburg, und der Aufbruch des Hauptquartiers wurde manchmal etwas verzögert, weil ihn dieſer Briefwechſel noch in Anſpruch nahm. Ebenſo ſchrieb Prinz Ludwig von Heſſen von ſeiner Diviſion an ſeine Gemahlin, die Prinzeſſin Alice.

Auch Prinzeß Alice war in ihrem Herzen während dieſes ganzen Krieges — was aus dem herausgegebenen Text ihrer hinterlaſſenen Briefe nicht zu erkennen iſt — eine tapfere deutſche Frau, und es wird eine Ehrenpflicht, dies der verſtorbenen Fürſtin nachzurühmen, deren hochſinnige Freundſchaft die letzten trüben Lebensjahre eines großen deutſchen Gelehrten verklärt hat. Beide hohe Frauen in leidenſchaftlicher Sorge um das Wohl und Leben der Geliebten, ſchrieben wieder an ihre erlauchte Mutter und die Familie nach London. Und gerade wie die Fürſtinnen war auch die nächſte Umgebung derſelben eifrig im Briefſchreiben. Wie konnten die Schreibenden jedesmal beurtheilen, ob das Geheimhalten irgend einer Neuigkeit von militäriſcher Wichtigkeit war? Vollends in England wog die Verpflichtung leicht, ſolche Nachrichten als Geheimniß zu bewahren. Was über den Kanal ging, konnte wenige Stunden darauf wieder

in Briefen nach Frankreich befördert werden. So war natürlich, daß die Franzoſen auf dem Wege über England allerlei von unſerem Heere erfuhren, was beſſer geheim geblieben wäre. Wir haben auf demſelben Wege auch allerlei über die Franzoſen erfahren.

Da in der letzten Zeit der Name des engliſchen Botſchafters in Petersburg, Morier, mit einer ſolchen den Franzoſen zugegangenen Nachricht von der deutſchen Preſſe in Verbindung gebracht worden iſt, ſo ſei erlaubt, auch darüber eine Anſicht auszuſprechen. Morier war im Jahr 1870 von allen Engländern im auswärtigen Dienſt wohl der, welcher die deutſchen Verhältniſſe am genaueſten kannte und die aufſteigende Kraft Preußens am richtigſten würdigte. Damals in der That ſo gut deutſch als einem ſtrebſamen Diplomaten und Engländer nur möglich iſt. Als ein jüngerer Verwandter des humoriſtiſchen Schriftſtellers, dem wir unübertreffliche Schilderungen perſiſcher Charaktere und Zuſtände verdanken, war er auch in Deutſchland gut empfohlen, als unverwüſtlicher Geſellſchafter und Mann von Geiſt und heiterer Laune beliebt. Er hatte in jener Zeit den Ehrgeiz und die Hoffnung, ſeine Laufbahn als engliſcher Geſandter in Deutſchland zu machen, und es iſt wohl möglich, daß er dieſen Wunſch durch die Gunſt des jungen Hofes in Berlin zu fördern vertraute. Bei ſolcher Rechnung war ein Fehler, den der ſcharfſichtige Mann

nicht erkannte. Keinem Miniſter kann der fremde Diplomat willkommen ſein, welcher außer den amtlichen Beziehungen noch intime perſönliche Verbindungen mit den Fürſten ſelbſt unterhält. Das iſt in England gerade ebenſo wie in Deutſchland unleidlich, und die Abneigung dagegen iſt ganz in der Ordnung, und einem fremden Diplomaten gegenüber im beſten Intereſſe des Staates. Wenn es alſo wahr iſt, daß Fürſt Bismarck die Ernennung Morier's zum engliſchen Geſandten in Berlin nicht gewollt hat, ſo wäre ſolche Abweiſung in den Verhältniſſen durchaus begründet geweſen. In England konnte Morier die Hinderniſſe, welche ihm das perſönliche Vertrauen der Königin in einzelnen Familienangelegenheiten gegenüber dem engliſchen Miniſterium vielleicht bereitete, wohl überwinden, nicht bei uns.

Auf der anderen Seite aber war gerade Morier im Jahre 1870 durch perſönliche vertraute Beziehungen, durch ſeine Einſicht, und vor Allem durch die Rückſicht auf ſeinen eigenen Vortheil nicht in der Lage, dem Heere der Franzoſen gute Erfolge zu wünſchen, auch beſagen die Worte des Marſchalls Bazaine, daß ihm eine gewiſſe Nachricht durch den engliſchen Geſandten in Darmſtadt zugekommen ſei, noch nicht, daß der Geſandte ſelbſt durch Zwiſchenperſonen oder unmittelbar ihn benachrichtigt habe. Wir Deutſche ſind alſo nach den der Oeffentlichkeit vorliegenden

Angaben nicht genöthigt, dem Engländer im Jahre 1870 eine grobe Pflichtverletzung zuzutrauen.

Der viertägige Aufenthalt in dem ſchönen Nancy vom 16. bis 20. Auguſt wurde unſerem Hauptquartier durch die Nachrichten über die Kämpfe vor Metz verdüſtert. Die Franzoſen, welche den Kronprinzen inmitten ſeiner Getreuen an den Abenden dieſer Tage vor dem Hotel de France beobachten konnten, durften ſich wohl dem Wahne hingeben, daß die Fremden über große Niederlagen zu trauern hatten.

In Wahrheit werden unſere Siege den Franzoſen die Civiliſation bringen und die Vorſehung hat das edle deutſche Blut, das auf den Schlachtfeldern Frankreichs dahinrinnt, unter anderem auch dazu erkoren, unſeren Feinden zugleich mit der Achtung vor unſerer militäriſchen Ueberlegenheit die Nothwendigkeit allgemeiner Dienſtpflicht für Frankreich in die Seele zu ſchlagen. Mit dieſer höchſten und edelſten Form des Kriegsdienſtes hört die Möglichkeit frecher Eroberungskriege und der Wahnſinn militäriſcher Eitelkeit, dies widerliche Leiden der Franzoſen, ganz von ſelbſt auf. Sobald der Stoff des franzöſiſchen Heeres ſo koſtbar wird wie der unſere, ſobald der Sohn des Senators und Bankiers von Paris als Gemeiner neben dem Arbeiter von St. Antoine im Gliede ſteht, wird das freche Geſindel, welches die öffentliche Meinung Frankreichs jetzt erregt, an Macht verlieren,

und die Familiengefühle der anſtändigen Leute werden in der Politik mitſprechen. Allgemeine Wehrpflicht macht nicht nur im Kriege ſtark, ſie macht eine Nation auch im Frieden friedfertig.

Am 20. früh eilte der Kronprinz von Nancy in das große Hauptquartier bei Metz, um den Vater zu begrüßen. Es war ein bewegtes Wiederſehen ohne Zeugen. Der König ſprach zuletzt ſeine Freude aus, daß er vor allen Andern dem Sohn das eiſerne Kreuz dieſes Krieges verleihen konnte, zuerſt die zweite, jetzt die erſte Klaſſe; der Kronprinz antwortete dankend, daß er das Kreuz nicht tragen könne, wenn nicht dem General v. Blumenthal dieſelbe Auszeichnung zu Theil werde. Dies iſt geſchehen. Im Laufe des Nachmittags ſprach der Kronprinz noch den Grafen Bismarck, und fuhr dann über Nancy neun Meilen bis nach Vaucouleurs.

Dort war am 22. Auguſt die Trauer des theuren Herrn über die großen Verluſte des 16. und 18. Auguſt noch ſehr groß und ſie wird durch neue Nachrichten über den Tod guter Bekannten verſchärft. Seine nächſte Umgebung, Miſchke und Andere, haben harten Stand gegen die Schwarzſeher im Hauptquartier, welche Uebles vorherſagen, entweder, weil ſie ſich gruſeln wollen, oder weil ihnen einige Schlappen Preußens zwar ſchmerzlich, aber doch nicht unwahrſcheinlich ſein würden.

Der Flug unſerer dritten Armee über die Vogeſen trieb das Heer Mac Mahon's weſtwärts; die Armee des Kaiſers und Bazaine's wurde in den Schlachttagen des 14., 16., 18. Auguſt durch die erſte und zweite Armee von Paris abgedrängt und in Metz eingeſchloſſen. Dieſe beiden Operationen haben nicht nur die franzöſiſche Armee in zwei weit getrennte Stücke zerriſſen, ſie haben auch im Vormarſch die Vereinigung der drei deutſchen Armeen ſo weit bewirkt, als für Tage der Entſcheidung nöthig wird. Schon bei dieſen Kämpfen hat ſich die ſichere Ueberlegenheit unſerer höchſten Anordnungen erwieſen. Während unſer Generalſtab die Kunſt verſteht, die freie Bewegung der Heertheile für Marſch und Verpflegung zu erhalten und doch für die Schlacht die Maſſen auf einem Punkt zu vereinigen, ſtanden die Franzoſen in jedem der beiden Theile ihres Heeres eng maſſirt, gehindert in Bewegung und Aufſtellung, und Bazaine, der ſich tapfer ſchlug, wurde an jedem der drei Schlachttage von Metz in dem mühevollen Verſuch, Stellungen zu gewinnen und ſich aus unhaltbaren Stellungen loszuwickeln, überraſcht.

Jetzt am 23. liegt zu Ligny über dem Hauptquartier eine Wolke, die Kränklichkeit des lieben Herrn. Böger giebt Hoffnung, daß es ſchon morgen beſſer ſein werde.

Am Abend war ich mit dem Kronprinzen allein,

er lag auf ſeinem ſchmalen Feldbett, das er ſich in jedem Quartier aufſchlagen ließ. Vor ihm auf dem kleinen Schreibtiſch ſtanden ſo, daß ſein Auge darauf ruhen konnte, die Photographien der Kronprinzeſſin und ſeiner Kinder. Er ſprach ſogleich von den Seinen daheim, von der Natur ſeiner Kinder, wie ſich jedes entwickele, von dem Schmerz über die verlorenen. Sein Auge wurde feucht, und das Antlitz war durch Liebe und Schmerz verklärt. Sein Weſen ſo warm und wohlthuend, daß es auch den Hörer weich machte. Dann begann er über ſeine Gemahlin zu ſprechen, voll von zärtlicher Hingabe. Er rühmte ihr reiches Wiſſen und ihren Geiſt, zu dem er immer aufſehen müſſe, und klagte, daß eine ſolche Frau nicht überall nach ihrem Werth Anerkennung finde, und man empfand, wie wohl es ihm that, von der zu reden, an die er immer dachte. Als er nun auf Anderes überging und zuletzt die Huld hatte, auch von meiner literariſchen Thätigkeit zu ſprechen, ſo erzählte ich ihm, daß manche Eindrücke der Reiſe während der langweiligen Colonnenfahrt des Hauptquartiers mir die Idee zu einem neuen Roman gegeben haben (desſelben, der ſpäter unter dem Titel „Die Ahnen“ den Leſern zugemuthet worden iſt), und ich berichtete ihm unbehülflich, wie ein Schriftſteller über das zu reden pflegt, was gerade in ſeiner Seele Geſtaltung gewinnt, von dem Plan und Inhalt der erſten Erzählungen.

Er hörte mit gütigem Antheil zu, zuletzt erhob er den Oberleib vom Lager, ſah aus wie Jemand, dem ein guter Gedanke gekommen iſt, und frug: „Iſt es nicht auffällig, daß der Kronprinzeſſin ſo wenig deutſche Bücher gewidmet werden, die der Mühe werth ſind? Wenn Jemand von uns, verdient doch ſie ſolche öffentliche Anerkennung.“ — Darauf bat der künftige Verfaſſer der Ahnen um Fürwort bei der Kronprinzeſſin, wenn er einſt die Bitte um Bewilligung einer Widmung ausſprechen werde. Der Herr ſah mich beiſtimmend an und legte ſich zufrieden wieder zurück. Jede Huldigung, ſelbſt die kleinſte, die der angebeteten Frau zu Theil wurde, war für ihn eine Sache von Bedeutung.

Denn ſeine Hingabe und Unterordnung unter die geliebte Frau war eine völlige. Dieſe Liebe war das Höchſte und Heiligſte in ſeinem Leben, das ihn ganz erfüllte. Sie war die Herrin ſeiner Jugend, die Vertraute aller ſeiner Gedanken, ſeine Rathgeberin, überall, wo ſie Rath zu geben geneigt war. Anlage der Gärten, Schmuck der Wohnung, Erziehung der Kinder, das Urtheil über Menſchen und Ereigniſſe, Alles richtete er nach ihrer Perſönlichkeit. Wo er ihr einmal nicht ganz folgen konnte, oder wo ſein innerſtes Weſen ihrer Forderung widerſprach, war er tief unglücklich und unzufrieden mit ſich ſelbſt. Sie war aus größeren Verhältniſſen zu ihm gekommen, hatte mit reichen

Anlagen, ſchnellfaſſendem und hochfliegendem Geiſt, als Lieblingskind ihres Vaters, ihren geiſtigen Inhalt aus einem weit umfangreicheren Gebiet von bildendem Stoff erhalten. Durch glückliche Jahre hatte ſie mit Eifer und zuweilen mit Geduld dahin gearbeitet, in der Seele des Gemahls die Intereſſen groß zu ziehen, die ihr am Herzen lagen, und er empfand in ſeinem einfachen, lauteren Gemüth, was in ihm lebendig geworden war, als ihr Werk. Ihm war, als hätte er erſt durch ſie ſehen, fühlen, das Wahre erkennen, das Schöne genießen gelernt. Es war leicht zu verſtehen, daß ſolche Herrſchaft einer Frau dem Manne, dem künftigen Regenten von Preußen, Schwierigkeiten und Kämpfe zu bereiten drohte, größere vielleicht der Frau ſelbſt, welche da führte und hob, wo es dem Weibe Bedürfniß iſt geleitet zu werden.

Der Kronprinz ſprach gegen mich Bedauern aus, daß die Anweſenheit des Herzogs von Auguſtenburg und die baieriſche Uniform deſſelben unter den Preußen des Hauptquartiers ſo große Mißſtimmung errege. Ich mußte erwidern, daß der erlauchte Herr wohl richtiger gehandelt hätte, wenn er bei einem baieriſchen Corps geblieben wäre, oder wenn er dahin zurückgehe, und der Kronprinz äußerte zuletzt, er wolle mit dem Herzog darüber reden. Indeß ſcheint dies nicht geſchehen zu ſein.

Am 24. Auguſt kam der König zu einem Beſuch in das Hauptquartier der dritten Armee. Der König

oar heiter und gegen alle gnädig. Als er den Herzog on Auguſtenburg ſah, frug er den Kronprinzen: „Wer t dieſer baieriſche General?“ Auf die Antwort ſtutzte r einen Augenblick, dann trat er zu dem Herzog und rach wenige Worte; beide befangen.

Da ich nicht zu der Staffel des Herzogs und icht zu ſeinen Vertrauten gehörte, ſo ſah ich ihn lten. Als wir aber während der Schlacht von edan am Rande des Höhenvorſprunges bei Don- erty auf dem Boden ſaßen und nach den letzten ämpfen der ſiegreichen Schlacht ausſpähten, hörte ich lötzlich neben mir die Stimme des Auguſtenburgers, er zu mir gewandt in tiefer Bewegung ſagte: „Eine lche Stunde ändert die Gedanken des Menſchen und gt neue Pflicht auf.“ Es war zu verſtehen, was er Herzog meinte. Im Jahre 1867, während des eichstags, war im Auswärtigen Amt guter Wille weſen, die Differenzen, welche nach dem Erwerb on Schleswig-Holſtein mit dem Herzog beſtanden, uszugleichen, und ich war veranlaßt worden, dar- ber und über mögliche Bewilligungen dem Herzog on Gotha eine Mittheilung zu machen, und dieſen u erſuchen, daß er die Vermittlung übernehme. Da- als hatte der Herzog von Auguſtenburg ſehr be- immt Alles abgewieſen. Jetzt wurden die Sinnes- nderung des Herzogs und die bedeutſamen Worte urch einen Bekannten an die geeignete Stelle im

großen Hauptquartier getragen, damit dieſer groß[illegible] Tag auch den Kronprinzen und den Herzog von[illegible] Auguſtenburg aus unbequemen Verhältniſſen befreie[illegible]. Doch das Auswärtige Amt war jetzt nicht in de[illegible] Lage, die frühere Bereitwilligkeit zu zeigen, und di[illegible] Verſöhnung, welche vielleicht der König, mehr no[illegible] der Kronprinz zu wünſchen Urſache hatten, vollzo[illegible] ſich erſt ſpäter. Dem redlichen Herrn aber, welche[illegible] von ſeinem guten Recht gegenüber Preußen feſt über[illegible] zeugt war und ſich als Opfer einer ſelbſtſüchtige[illegible] Politik betrachtete, ſoll hier zum Angedenken nach[illegible] geſagt ſein, daß es nicht berechnende Klugheit wa[illegible], welche ihm den Verzicht auf das eingab, was er fü[illegible] r ſein höchſtes, von den Ahnen empfangenes Recht hiel[illegible], ſondern die Begeiſterung eines treuen Deutſchen übe[illegible] r den Sieg ſeiner Landsleute und der Gedanke, daß a[illegible] n dieſem großen Tage auch er für Deutſchland ſei[illegible] n Liebſtes zum Opfer bringen müſſe.

3. Bis Reims.

Bazaine war in Metz eingeſchloſſen, der Kronprinz unſerem größeren Heere voran auf der geraden Straße nach Paris, Mac Mahon, wie wir meinten, ebendahin im Rückzuge. Da kam am 24. Auguſt Mittags nach Ligny, gerade als der Kronprinz die Ankunft des Königs erwartete, von Chalons die Nachricht, daß der Marſchall die Stellung bei Chalons verlaſſen habe und

ordwärts ziehe. Bald gaben aufgefangene Briefe
ıd zuverläſſige Nachrichten Gewißheit, daß Mac
ahon vom Norden her zu Bazaine durchzudringen
che. Sofort wurden die deutſchen Heere neu ge-
chtet. Prinz Friedrich Karl hielt Metz eingeſchloſſen.
nter dem Oberbefehl des Königs zog das übrige
eer gegen Norden, der Kronprinz mit dem ſechsten,
nften, elften Corps, den Baiern und Würtembergern
s linker Flügel und Centrum, der Kronprinz von
achſen mit der Garde, dem zwölften und vierten
orps als rechter Flügel. Durch dieſe Anordnungen
urde nur ein Tag Aufenthalt verurſacht, Alles ward
it wundervoller Schnelligkeit entworfen und ausge-
hrt, und dennoch war zu beſorgen, daß Mac Mahon
nen Vorſprung gewonnen habe, der ſeine Umſtellung
reiteln werde. Es wurde marſchirt, wie nie ein
oßes Heer auf der Verfolgung marſchirt iſt, die Ver-
legung war auf das Aeußerſte erſchwert, die Truppen
lten aus einem Biwak in kalten Nächten zum andern,
n Tag vier bis ſechs Meilen bald im Regen, bald
n weißen Kalkſtaub der übrigens meiſt vortrefflichen
Bege. Alles drängte mit größter Spannung vorwärts.

Am 28. Auguſt ſtießen unſere Vortruppen bei
Bougiers wieder auf den Feind. Dieſer wich jedoch
nd überließ eine Poſition nach der andern. Bei
Stonne-Beaumont und Mouzon hielt er am 30. in
tarker Stellung und ſchien den Kampf aufnehmen

zu wollen, auch hier wich er nach ernstem Gefech[illegible] nordwärts. Der gerade Weg nach Paris war ihm[illegible] versperrt, statt westwärts auszuweichen, zog er hinter[illegible] die Linie der Maas, seine letzte Position, im Rücken[illegible] bereits die belgische Grenze.

Am 31. August sahen Offiziere unseres Haupt=quartiers auf den Höhen hinter Sedan elf mächtige[illegible] Biwaklager, die Rast eines großen Heeres, und Erb=prinz Leopold von Hohenzollern brachte eine Aufzeich=nung derselben, die er auf gutem Beobachtungspunkt[illegible] gezeichnet, in unser Hauptquartier. Am Tage zuvor[illegible] hatte ein Landmann, der uns im Freien begegnete, erzählt, daß er den Kaiser auf der Höhe von Stonne[illegible] neben Mac Mahon gesehen habe. Die Entscheidung[illegible] stand bevor.

Das Hauptquartier des Kronprinzen war am[illegible] 31. August zu Chemery. Im Morgengrau des 1. Sep=tember begann der Vormarsch unseres Heeres über die[illegible] Maas, die Baiern hatten das Centrum, voran ihr erstes[illegible] Corps v. d. Tann, links von ihnen zog das elfte und[illegible] fünfte Corps zur Schlacht, die Würtemberger noch[illegible] weiter links zur Seite. Auf dem rechten Flügel zu=nächst dem Feinde die Sachsen, daneben die Garde, auf ihrer Seite das vierte Corps als Reserve. Weiter zurück nach Westen stand als allgemeiner Armeerück=halt das tapfere sechste Corps, unzufrieden, daß es noch nicht im ersten Gefecht gewesen war.

Ein dichter Nebel lag über der Erde. Der graue Dampf barg die Bewegungen der Truppen, deren endlose Reihen gleich riesigen Schlangenleibern im Dämmer nordwärts zogen. Um hohe Baumgruppen und das Gehölz auf den Hügeln hing im ersten Frühschein zerrissenes Nebelgespinnst, auf den Tiefen lag der Nebel dick und wirbelte aufwärts. Ueberall am Wege schimmerten die verlassenen Biwakfeuer, in der Ferne Glühwürmern ähnlich durch Dampf und Rauch sichtbar. Wie Lastzüge unsichtbarer Eisenbahnen schütterten und dröhnten die Colonnen auf den Heerstraßen, aber Fußvolk, Reiter und Geschütz tauchten erst nahe dem Beschauer aus dem Dampf hervor und schwanden wieder dahin, vom Dunst umhüllt. Auch die aufsteigende Sonne warf nur ein mattes Licht über eine verschleierte Landschaft, man sah hier hellere Häusergruppen neben spitzen Kirchthürmen, einen dunklen Bergwald, eine alte Warte und die weißen Linien der Landstraßen, welche zur Maas führten.

Nach einem Wege von einer Meile hatte der Kronprinz den nördlichen Vorsprung eines langen Waldhügels erreicht, welcher ziemlich steil gegenüber Donchery zur Maas abfällt, dort nahm er auf einem Vorsprung Stellung, seinen Theil der Schlacht zu leiten; etwa tausend Schritt östlich auf dem nächsten Vorsprung desselben Hügels war der Standpunkt des Königs und des großen Hauptquartiers. Wer von

dieſen Höhen nordwärts umſchaute, der fand ſich vo- -r dem anmuthigen Bild einer reichbebauten Hügel- landſchaft, im milden Morgenſcheine lag ſie da mi- -t ihren Flußkrümmungen, ſanft geſchwungenen Höhen- zügen, Gehölz und Wieſenflächen, wie eine fröhlich- -e Malerarbeit. Vorn unten die Maas, welche gerad- -e vor dem Beſchauer in einem langgezogenen parabo- liſchen Bogen nach Norden ausbiegt, nach Süde- -n zurückkehrt, um weſtwärts weiter zu fließen, dahinter- -r, faſt vor den Füßen des Beſchauers, die Schieferdächer- -r, der ſpitze Thurm und einige Fabrikgebäude des Städt- -t- chens Donchery, und zur Seite rechts die kleine alte- -t Feſtung Sedan, beide Städte durch den Wieſengrun- -u einer langen Landzunge geſchieden, welche von jene- -n Einbuchtung der Maas gebildet wird. Hinter Sedan- -n hebt ſich der Ardennerwald in mehreren Höhenzügen- -n bis zu der belgiſchen Grenze. Oeſtlich von Sedan- -n ſtreichen die Höhen weiter ſüdwärts bis zur Maas- herab, welche von Südoſten her auf Sedan zufließt.

Um 5 Uhr früh eröffneten die Sachſen auf dem rechten Flügel den Angriff. Faſt zu gleicher Zeit die Garde und noch vor ihnen das erſte Corps der Baiern. Die Sachſen hatten langen Weg und harten Kampf, auch die Baiern verwendeten Bataillon auf Bataillon in grimmigem Dorfgefecht. Die Hauptſtellung der Franzoſen war nördlich von Sedan in dem waldigen Hügelgelände, welches durch die Dörfer Floing, Illy,

La Chapelle und Villers begrenzt, in der Mitte durch die Thalſenkung des Dorfes Givonne geſchnitten wird. Die Kämme und Abhänge dieſes Bergreviers waren durch ihre Geſchütze beſetzt. Während Sachſen, Garde und Baiern den linken Flügel dieſer Stellung angriffen, Batterien gegen Batterien ſetzten, nach überlegener Feuerwirkung den Feind im Infanteriegefecht drängten und ſich langſam, in harter Arbeit und, wie ſie ſelbſt meinten, lange mit unſicherem Erfolg in den Thälern vorwärts ſchoben, waren das elfte und fünfte Corps und die Würtemberger weſtlich von Donchery über die Maas gegangen; ſie zogen ihre Schlangenlinien um die rechte Seite der franzöſiſchen Stellung, das elfte zunächſt am Feinde, das fünfte in weiterem Bogen, um von hinten zu umfaſſen. Der Nebel deckte günſtig ihren Zug. Die Abſicht dieſer Bewegungen war, die rechte wie die linke Flanke der feindlichen Stellung einzudrücken, und die Franzoſen entweder nordwärts über die belgiſche Grenze zu drängen, oder nach Sedan zu treiben, dort einzuhegen, und in dem unhaltbaren Platz zur Uebergabe zu zwingen.

Die Sonne hatte den Nebelſchleier verdünnt, aber er lag bis gegen Mittag wie ein leichter Dunſt über dem Schlachtfeld. Von der Höhe von Donchery folgte man mit einer Spannung, welche faſt den Athem benahm, den Bewegungen der preußiſchen

Colonnen in der Tiefe, welche hinter Hügeln und Häusergruppen dahinzogen. Unterdeß paukte und dröhnte ostwärts der Kanonendonner unaufhörlich, weiße Dampfballen zeigten den Standort der Batterien, Gewehrsalven bald näher, bald ferner den Angriff der Bataillone, aus den Thälern stieg der Rauch, und sein langsamer Fortschritt nach Norden oder sein Beharren auf denselben Stellen der Höhe ließen erkennen, ob der Feind wich oder Stand hielt. Von Zeit zu Zeit eilte ein Offizier mit Meldungen heran über Ereignisse und über Fortschritte der einzelnen Truppen, dann lauschte, wer in Hörnähe stand, angestrengt nach dem Inhalt seines athemlosen Berichtes, um gleich darauf wieder das Fernglas am Auge nach den entfernten Höhen zu spähen. Es war gegen 9 Uhr, als das elfte Corps bei St. Menges an dem nördlichsten Punkt jener Flußkrümmung mit dem Feinde zusammenstieß. Von da begann auf unserer Seite der Kampf. Auch den Kronprinzen ergriff jetzt die Unruhe; er erhob sich und forderte, daß man näher heran reite, und Blumenthal mußte mit Bestimmtheit erklären, daß gerade dieser Standort der günstigste sei. Der General selbst, der gemächlich mit beneidenswerther Ruhe die wechselnden Bilder des Kampfes und die Meldungen aufnahm, trat nur einmal aus der vorsichtigen Haltung, als ein Adjutant v. d. Tann's nach 10 Uhr meldete, daß Bazeilles zwar

im Besitz der Baiern, daß aber das erste baierische Corps für diesen Tag verbraucht sei. Da stand General v. Blumenthal schnell auf und rief: „Das habe ich so nicht befohlen!“ Die Baiern hatten in dem furchtbaren Dorfgefecht, das sie mit großer Tapferkeit und unter starken Verlusten durchführten, sich wohl zu heftig eingesetzt und waren nicht im Stande gewesen, das Gefecht abzubrechen oder hinzuhalten.

Mächtiger dröhnte der Geschützkampf, lange Reihen von Batterien krachten, der eigenthümlich schwirrende Ton der Granaten, die weißen Rauchwölkchen der platzenden französischen, die Qualmwolke am Boden, wo eine eingeschlagen, das fünfundzwanzigmalige Knattern des Mitrailleusenschusses, dazwischen ein dumpfes Dröhnen der Fahrzeuge, wildes Rufen, aufsteigende Rauchwolken brennender Gebäude, und der lodernde Feuerschein, der sich zwischen den Häusern und über die Bäume erhob, dies schreckvolle Beiwerk des Kampfes, beschäftigte Auge und Ohr, doch nicht die ganze Seele, denn über Allem flog stolz und befreiend die stille Hoffnung auf guten Erfolg, Freude und Begeisterung über die Menschenkraft, welche durch solchen wilden Qualm zum Siege durchrang. Wo der Deutsche hintrat, durfte der Franzose nicht stehen.

Bis über Mittag tobte die Schlacht vor unseren Augen mit unverminderter Gewalt. Der Nebel war gefallen, die Landschaft lag hell im heißen Licht der

Sonne. Hinter dem elften Corps hatte ſich das fünfte herumgeſchoben, ſchon gegen 11 Uhr krachten ſeine Geſchütze faſt in den Rücken des Feindes, von der anderen Seite drang das Gardecorps zur Vereinigung. Bald nach Mittag ſchloſſen ſich hinter den Franzoſen die beiden deutſchen Flügel zuſammen. Das Wild war umſtellt, der Ausweg nach Norden abgeſchnitten. In dem dunkeln Bergwald drängte ſich die franzöſiſche Infanterie zuſammen und verſuchte in verzweifelten Vorſtößen den ſtählernen Reif zu durchbrechen, Schnellfeuer begegnete dem Vorſturm, auch rechts im Vordergrund fuhren preußiſche und baieriſche Batterien auf und feuerten in die engen Aufſtellungen der Franzoſen. Da that die franzöſiſche Kavallerie ruhmvoll ihre letzte Heldenarbeit; als die Infanterie verſagte, ſtürmten ihre Regimenter gegen preußiſche Infanterie und Geſchütze, um nach Weſten einen Ausweg zu bahnen. Vergebens. Reihenweiſe ſanken die Braven, wieder und wieder ritten ſie an, den lichten Fleck vor dem Walde ſah man durch das Fernrohr bedeckt mit den Leibern der Männer und Pferde. — Aus den Waldhügeln hinter Sedan begann der Rückzug des Feindes auf die Stadt. In hellen Haufen kam das Fußvolk heraus, viele ohne Waffen.

Und jetzt ſchwieg der Geſchützdonner faſt plötzlich. Es war als ob die heiße Sonnenglut auch den Kämpfenden die Kraft nehme. Aber es war nur die

Vorbereitung zu neuen Gefechtſtellungen der Truppen und Geſchütze. Noch enger wurde jener waldige Hügelrücken, um welchen die Feinde gedrängt waren, von drei Seiten umſtellt. Dann begann wieder die Todesarbeit: Donner der Geſchütze, Geknatter der Ausſchwärmenden, dann Maſſenfeuer und auffliegende Munitionswagen; die deutſchen Compagnien drangen in den Wald und auf die Hochebene der franzöſiſchen Stellung und trieben die Franzoſen der Stadt zu. In Maſſen, in flüchtigem Roßlauf kamen dieſe herab: Fußvolk, Reiter, Wagenzüge, dahinter lange Haufen von Gefangenen.

Nach etwa einer Stunde, gegen 4 Uhr, war die Schlacht beendet, das Feld außerhalb Sedan in unſeren Händen, das Heer der Franzoſen, ſoweit es nicht auf dem Boden lag oder gefangen fortgetrieben wurde, innerhalb des Geſchützbereichs von Sedan zuſammengedrückt. Etwa 90,000 drängten ſich um die Feſtung, ein kleiner Theil floh zerſprengt in die Wälder und zog der belgiſchen Grenze zu. Um 5 Uhr kam den Baiern und den Würtembergern der Befehl, mit ihrer Artillerie die Stadt zu beſchießen. Nach den erſten Schüſſen ſtieg eine ungeheuere Rauchwolke zur Höhe, dicht geballt ſtand ſie wie unbeweglich über den Häuſern und warf ihren dunklen Schatten weit hin auf das Leichenfeld. Eine halbe Stunde darauf wurde eine weiße Fahne aufgeſteckt.

Die Baiern waren der Festung so nahe gekommen, daß ihre Infanterie bereits in den Palisaden riß.

Es war gegen 7 Uhr, als General Reille — er war im Jahre 1867 dem Kronprinzen in Paris zugeordnet gewesen — vor dem König von Preußen erschien. Auf der Säbeltasche eines Husarenlieutenants wurde der eigenhändige Brief geschrieben, welchen der Herzog von Gramont vor acht Wochen gefordert hatte, damit Frankreich sich den Frieden gefallen lasse.

Wer das Walten der ewigen Vernunft auf einem Schlachtfelde geschaut hat, wie das von Sedan ist, der wird ein frommer Mann, und ich hoffe, ein fester Mann. Die furchtbarste und gewaltigste Kraftentfaltung zweier Nationen, die blutige Arbeit der kämpfenden Massen, ein Chaos von Ereignissen, die sich in den Raum weniger Stunden zusammendrängen, und doch der Sieg zuletzt die Folge eines einfachen Gedankens unserer Feldherren! Ihre planvolle Thätigkeit, welche Hunderttausende durch gehäuften Tod zum wohlbedachten Ziele führte, ist ein Triumph deutscher Kraft geworden und ein Fortschritt unseres Volkes, größer und folgenschwerer, als ihn die kühnste Phantasie ahnte. Das sind die erhebenden Betrachtungen, welche über dem Pulverdampf und den Leichenhügeln dieser Schlacht aufsteigen. So arbeitet unser Gott durch die Kriegsheere, den Siegern im Kampfe Preise austheilend: ein großes Erdendasein und neue Auf-

gaben; auch die Beſiegten durch die Niederlage ſelbſt aus ihrem inneren Verderben erhebend.

Am Abend ging ich allein mit meinen Gedanken nach Chemery zurück, dort den Kronprinzen zu erwarten. Als er um 9 Uhr eintraf, von hellem Jubelrufe empfangen, und als er bei der Tafel in gehobener Stimmung dem tapferen Heere Heil trank, kam ich mir vor wie Till Eulenſpiegel, der während der fröhlichen Thalfahrt durch die Sorge um den nächſten Berg beſchwert wird. Unſer Sieg war ſo groß, daß Niemand in Frankreich übrig blieb, der Frieden mit uns ſchließen konnte.

Den 4. September. Die Herren vom Generalſtab ſind über die Armeeführung des Kronprinzen von Sachſen des Lobes voll. So widerlegt das Schickſal den Parteieifer der Menſchen. Vier Jahre ſind es her, da erwarteten wir eifrigen Preußen von der Ordnung der ſächſiſchen Verhältniſſe nach dem Kriege von 1866 und von einer Rückkehr der königlichen Familie nach Dresden wenig Heilſames. Ich hatte in jener Zeit, wo meine Landsleute und Anverwandten Kugel um Kugel den Sachſen gegenüber ſtanden, eine Flugſchrift geſchrieben: „Was wird aus Sachſen", in welcher ich ſehr ſcharfſinnig alle Bedenken auseinanderſetzte, welche dem Haus der Albertiner und den Deutſchen aus der Erhaltung des Königreichs Sachſen erwachſen müßten. Wie war jetzt Alles ſo ganz anders gekommen, und wie

gründlich war, was vor wenigen Jahren für wahrscheinlich gelten konnte, durch die Ereignisse widerlegt! Dergleichen Erfahrungen machen bescheiden. Wer weiter zurückdenkt, findet überall ähnlichen Grund, sich über die Kurzsichtigkeit menschlicher Annahmen zu verwundern. Jene Verdoppelung des Heeres, welche die ersten Regierungsjahre König Wilhelm's so schwierig machte, und der großen Mehrzahl der Preußen, wenigstens in der Art und Weise, wie sie ins Leben trat, so leidig war, ist die Grundlage für alle Erfolge dieses Krieges gewesen, nur durch sie wurde der Tag von Wörth, die Schlachten vor Metz, der Sieg von Sedan möglich, und Alles, woran jetzt die wärmsten Hoffnungen der Deutschen hängen. Solche Erfahrungen sollen nicht die Wucht des Handelns und der politischen Forderungen vermindern, aber sie mahnen zu sorgfältiger Würdigung entgegenstehender Ansichten, und daß man den Streit für die Sache, welche dem Kämpfenden für die gute gilt, mit Bescheidenheit und Schonung der Gegner führe, damit man in dem Fall, wo höhere Gewalten die Beschränktheit der Parteinahme erweisen, das eigene Selbstgefühl nicht allzusehr gemindert finde. Daß Nützliches schnell schädlich werden kann, und daß Anderes, was mit Grund für gemeinschädlich gilt, sich vielleicht noch in demselben Menschenalter als größter Fortschritt erweist, ist eine Lehre, die zwar durch die Ge-

ſchichte jeder Zeit verkündet wird, deren Bedeutung man aber nur in den Kämpfen, welche man ſelbſt mit leidenſchaftlicher Theilnahme ausficht, völlig würdigen lernt.

Als ich am 8. September mich zu Reims vom Kronprinzen verabſchiedete, um nach Deutſchland zurückzukehren, war die letzte Aeußerung deſſelben noch Sorge ſeines freundlichen Herzens für einen deutſchen Gelehrten. Theodor Mommſen hatte bekümmert nach dem Schickſal ſeines jungen Freundes Bormann gefragt, eines Mitarbeiters an dem großen Inſchriftenwerke, der in den Schlachten vor Metz durch den Mund geſchoſſen war. Als der Kronprinz in warmem Mitgefühl das Schickſal des hoffnungsvollen Gelehrten bedauerte, deſſen Tod ein Verluſt für die Alterthumswiſſenſchaft werden mußte, gab General v. Blumenthal guten Troſt, weil Schüſſe durch den Mund durchaus nicht immer tödtliche Wunden verurſachten. Da trug der Kronprinz mir auf, in Pont-à-Mouſſon vor den Lazarethen anzuhalten, Erkundigungen nach Bormann einzuziehen, und wenn es gelänge ihn zu finden, demſelben ſeine Theilnahme auszuſprechen und zu erkunden, ob der Kronprinz irgend etwas für ihn thun könne. Am ſpäten Abend fuhr ich mit dem Feldjäger des großen Hauptquartiers auf der leeren Landſtraße heimwärts. Es war eine ſeltſame Fahrt, wie durch ein ausgeſtorbenes Land, kein

Arbeiter, kein Stück Vieh auf den Feldern, kein Wagen, kein Fußgänger meilenweit auf den Straßen. Nur ein oder zwei Mal jagten wir ausweichend an langen Colonnenzügen vorüber. In den Dörfern zuweilen Anruf der Posten, auf den Wechselstellen Anhalt vor dem Hause des Kommandanten, bei dem durch vorausgesandte Drahtmeldung ein neues Fuhrwerk bestellt war. Der befehlende Landwehroffizier empfing zuvorkommend und bot Rothwein, aber ein Wagen war nie zu beschaffen gewesen. Dann ging der Feldjäger allein in die Höfe, darnach zu suchen, und brachte immer nach kurzer Frist den Wagen. Nur einmal stand das Gefährt bereit, an dem Orte hatte ein Unteroffizier den Befehl. Auf dem geholten Wagen ging es wieder hinaus in die einsame Landschaft, zuweilen wurde der Kutscher vom Bock auf ein Hinterbrett gewiesen und der Feldjäger führte selbst die Zügel. Wenn er über die Richtung des Weges in der Finsterniß unsicher wurde, stieg er am Kreuzwege ab und suchte nach den Zeichen. So ging es bis in die zweite Nacht in schnellem Laufe vorwärts. In Pont-à-Mousson schied ich vor dem Stadthause von meinem Begleiter, der seine schnelle Fahrt über Remilly fortsetzte. Im Frühlicht des Morgens begann ich die überfüllten Lazarethe zu durchsuchen, trübselige Besuche, die lange vergeblich waren, endlich hatte ich die Freude aus den geführten Listen zu ersehen, daß

)r. Bormann am Leben und mit einem Krankenzuge
urz zuvor auf deutſchen Boden geſchafft war. Da
ch Briefe nach Homburg zu beſorgen hatte, mußte
ch auf der Verbindungslinie der dritten Armee die
lſäſſiſche Eiſenbahn benutzen. Bei Nancy begrüßten
roße Haufen von Geſindel, die ſich längs der Bahn
ufgepflanzt hatten, unſeren Zug mit dem unabläſſigen
eſchrei: à bas les Prussiens. Mitten unter den
Schreiern ſtand ein preußiſcher Landwehrmann, rauchte
us ſeiner kurzen Pfeife und hörte in ſtillem Behagen
em aufgeregten Völklein zu, deſſen Toben ihm wie
as Schreien der Fröſche im Weiher klang. Endlich
m Elſaß warteten auf den Bahnhöfen zuweilen auch
eutſche Frauen in wohlthätiger Abſicht, um den Ver-
ounbeten Lebensmittel zu ſpenden. Die Bahnfahrt bis
homburg dauerte wieder zwei Tage und eine Nacht,
ür die Verwundeten unſeres Zuges eine ſchmerzvolle
Zeit. Das Glück, in der Heimat zu ſein, fühlten
Kranke und Geſunde. Dem Kronprinzen aber konnte
ald die Nachricht zugehen, daß der deutſche Gelehrte
ußer Gefahr und in der Geneſung ſei.

Nach dem Kriege.

Der Kronprinz war vierzig Jahre alt, da er als siegreicher Feldherr aus dem Kriege heimkehrte. Nach seiner Erscheinung die glänzendste Heldengestalt, welche je unter einem deutschen Helme geschritten ist, dem Heere als einer seiner großen Kriegsfürsten theuer, in der Auffassung des Volkes ein erprobter, fester Mann, nach jeder Richtung berufen, Nachfolger seines bejahrten Vaters zu werden, ein aufsteigender Stern für viele patriotische Wünsche und Hoffnungen, denen die Gegenwart völlige Erfüllung nicht bieten wollte. Kaum war ein schöneres und mehr Glück verheißendes Dasein zu denken, als das seine nach allgemeiner Meinung war. Aber nie sind durch das Geschick irdische Hoffnungen in gleich schmerzvoller Weise als eitel erwiesen worden. Für die Nation waren die siebzehn Friedensjahre, in welchen Kaiser Wilhelm uns noch erhalten blieb, eine Zeit des friedlichen Gedeihens, für den neuen Staat, im Ganzen betrachtet, eine glückliche Periode des allmählichen Ein-

lebens in die Seelen und Gewohnheiten der Deutſchen. Der Sohn und Thronerbe wurde das Opfer. Er allein hatte dafür den höchſten Preis zu zahlen, ſein Glück, vielleicht ſein Leben. Das iſt ein Geſchick, tragiſcher und furchtbarer, als die kühnſte Erfindung ſich einzubilden und zu ſchildern vermag. Das Weſen des alten Kaiſers, welcher die Macht liebte, aber, wo es ſich um Ernſtes handelte, den Schein gering achtete, der durchaus nicht bereitwillig die Kaiſerkrone auf ſein Haupt genommen hatte, der von den angeborenen Rechten der deutſchen Fürſten hoch dachte, und dieſelben, wo er irgend konnte, ſorgfältig zu berückſichtigen beſtrebt war, dies ruhige, maßvolle Weſen eines bejahrten Herrn, der ſchon durch ſein Alter vielen der Anſpruchsvollen Ehrfurcht einflößte, war wie von der Vorſehung zuertheilt, um den deutſchen Landesherren den Uebergang in das neue Weſen möglichſt ſchmerzlos zu machen. Auch im Volke ſtanden die Parteien unter dem Zauber dieſer greiſen Geſtalt, die immer ehrwürdiger wurde, zuletzt wie ein Wunder erſchien, und berechtigte wie unberechtigte Anſprüche allein durch ihre Dauer auf die Zukunft verwies. Aber der ihm am nächſten ſtand in Ehren und in der Zuneigung des Volkes, verlebte dieſe Zeit der Einrichtung eines neuen Lebens, die Feſtſtellung des Kaiſerreichs, das gerade er ſo heiß erſehnt hatte, zur Seite ſtehend, in thatloſem Harren. Er fühlte die

Leere, eine gewisse Ermüdung trat ein, Verstimmung überkam ihn, welche immer größer wurde.

Daß die Einwirkung dieser Zeit den Kronprinzen so sehr niederdrückte, lag zum großen Theil in seiner Natur, deren Liebenswürdigkeit und Adel sich bei dem Verarbeiten starker Eindrücke kund gab, welche ihm das Leben entgegenbrachte, die aber durchaus nicht aktiv war. Wäre er mit rüstiger Thatkraft ausgestattet gewesen, so würde er trotz mancher Hindernisse eine Betheiligung an der Staatsregierung auf allen Gebieten durchgesetzt haben, welche dem Vater nicht vorzugsweise am Herzen lagen. Doch er besaß zwar den Fleiß und die Pflichttreue der Hohenzollern in Erfüllung einer gestellten Aufgabe, aber nicht die Unternehmungslust und Schaffensfreude, und auf den wichtigsten Gebieten der Verwaltung wohl auch nicht das Geschick zu befehlen, wie etwas werden sollte. Es wäre für ihn heilsam gewesen, in den ersten Jahren nach seiner Vermählung, wo Berlin ihm zuweilen ein unbehaglicher Aufenthalt wurde, als Gutsherr auf dem Lande niederzusitzen, dort mit einem tüchtigen Inspektor selbst Landbau zu treiben und dabei die Verwaltung in den Kreisen, die Bedürfnisse und Ansprüche des kleinen Mannes, die Interessen der Landwirthschaft aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Aber dieser Gedanke, der ihm wohl einmal nahe trat, erschien damals wegen des Mangels an

eigenem Vermögen nicht durchführbar. Was der Kaiser nach dem Jahre 1870 that, um ihm eine bestimmte Thätigkeit zuzutheilen, das reichte nicht aus. Der Kronprinz erhielt die Inspektion über die süddeutschen Armeecorps, er reiste mit Blumenthal alljährlich einmal dorthin und übte durch sein Erscheinen und sein vertrautes Feldherrnbild, das den Offizieren und der Mannschaft das Herz warm machte, in der That eine sehr wohlthätige Einwirkung aus, aber diese Thätigkeit war doch nicht viel Anderes als fürstliche Repräsentation. Er wurde zum Protektor der Museen, der Kunstangelegenheiten ernannt, was ihm wohl mehr nach dem Herzen war. Er wurde nach dem Beispiel seiner Gemahlin auch ein warmer Beförderer des Kunsthandwerks, er hat in diesen Richtungen und bei zahlreichen, gelegentlichen Ehrenvorsitzen durch seine warme Beistimmung und zuweilen durch seine Einwirkung auf die Regierung allerlei Förderliches gethan, und wer genau zusieht, vermöchte darüber vieles Rühmliche zu berichten, aber solche Thätigkeit auf Seitenpfaden war zuletzt doch für einen großen Fürsten nur Zeitvertreib und Spiel. Der Sohn eines Gutsherrn, welcher mit seinem Hausstand in einem Nebengebäude der väterlichen Besitzung wohnt, mit jedem Thaler seiner Ausgaben auf die Einnahmen angewiesen ist, die ihm der Vater für das Jahr ausgesetzt hat, dessen Kinder sogar von dem

Großvater das erhalten, was sie brauchen, und dem als Beschäftigung vielleicht die Aufsicht über die Parkanlagen des Gutes zugewiesen wird, der würde, wenn er als Mann von fünfzig Jahren noch ein solches Abhängigkeitsverhältniß zu ertragen hätte, für ganz besonders unselbstständig und unglücklich gehalten werden. Und doch ist die Lage des deutschen Kronprinzen eine ähnliche nach Hausgesetz und alter Ordnung, und die Persönlichkeit der Fürsten vermag darin nichts zu ändern. Eine solche eiserne Abhängigkeit von dem regierenden Herrn, in Preußen altherkömmlich, übt im Großen und Kleinen Einfluß auf das Verhältniß der Söhne zum Vater, auf die gesammte Auffassung der Familienrechte und Pflichten. Wie gut die Menschen sein mögen, wie schön das Familienverhältniß sich darstelle, der Druck solcher Unfreiheit lastet auf den Seelen der Abhängigen und dieser Druck wird in höheren Mannesjahren stets schmerzlicher gefühlt. Es fehlte auch in der Zeit des Harrens nicht an Erhebungen. Er selbst rühmte als einen Gewinn das herzliche Verhältniß, in welches er zum Könige von Sachsen gekommen war. Er empfand mit Selbstgefühl die Anerkennung, welche sein Wesen bei wiederholtem Aufenthalt in Italien erworben hatte und die freundschaftliche Verbindung zu dem italienischen Königshaus. Er beschäftigte sich fortdauernd mit den Denkwürdigkeiten seiner Zeit und

ſeines eigenes Lebens, und legte ſich Sammlungen an, auch von den Urtheilen der Preſſe über ihn ſelbſt. Längere Zeit beſchäftigte ihn der Nachlaß der Königin Eliſabeth, den er zu ordnen hatte. Er fand darin merkwürdige Schriftſtücke und Briefe, welche ihm unzweifelhaft machten, daß man in Preußen ſowohl die politiſche Haltung, als auch die kirchliche Geſinnung dieſer hohen Frau unrichtig beurtheilt hatte, und er trug ſich mit dem Gedanken, dieſe Papiere ſpäter der Oeffentlichkeit zu übergeben, damit dem Andenken der Königin die gerechte Würdigung zu Theil werde, welche ſie während ihres Lebens entbehrt hatte. Er freute ſich innig der reichen Erwerbungen für die Muſeen, die unter ſeiner Leitung geglückt waren, er beſchäftigte ſich gern mit Bauplänen für die Zeit ſeiner Regierung, zumal mit großen Bauten auf der Muſeumsinſel. Noch einmal hob ſich ſeine Kraft, als er im Jahre 1878 nach der Verwundung des Kaiſers zur Stellvertretung berufen wurde. Die gehäufte Arbeit, die Verantwortung, das hohe Amt gaben ihm eine Zeit lang Spannung und ſeinem Geiſt neue Schwingen, zur Freude und Ueberraſchung ſeiner Umgebung. Aber mit dieſer verantwortlichen Thätigkeit entwich wieder der Lebensmuth. — Lange hatte der Kronprinz das Glück gehabt in ſeiner nächſten Umgebung zwei Männer nacheinander zu beſitzen, die beide ungewöhnlich begabt, nach Bildung und Charakter des

höchſten Vertrauens werth waren. Ernſt von Stockmar erkrankte bald und blieb von 1864 bis zu ſeinem Tode der beſcheidene Vertraute des kronprinzlichen Paares. Durch ihn empfohlen, übernahm Karl von Normann das Kabinet, und dieſer blieb durch zwanzig Jahre, in der Zeit, wo der Kronprinz die großen Erfolge ſeiner Mannesjahre zu verzeichnen hatte, in ſeiner Nähe. Seit Normann im Jahre 1884 in den auswärtigen Dienſt zu treten veranlaßt wurde, war der Kronprinz da vereinſamt, wo ihm ein treuer Beirath am nothwendigſten war. Seine nächſte männliche Umgebung war eine militäriſche, welche wechſelte. Er gab ſich mit Vorliebe trüben Gedanken und peſſimiſtiſchen Stimmungen hin, er trug ſich zuweilen mit der Idee, im Falle eines Thronwechſels dem Thron zu entſagen und dem Sohne die Regierung zu überlaſſen. Sogar die Zureden der Kronprinzeß vermochten dieſen Trübſinn nicht auf die Dauer zu bannen. Er kümmerte ſich noch in ſeiner Weiſe um Staatsangelegenheiten, forderte Vorträge und Denkſchriften und erhielt reichlicher ſolche, die er nicht gefordert hatte. Er ſah zuweilen zu vertraulichem Geſpräch Mitglieder der freiſinnigen Partei und ſprach dann wohl ſeine Unzufriedenheit mit Maßnahmen der Regierung aus, aber die Zunahme der Ermattung in ſeinem Weſen wurde Solchen, die ihn in ſeiner Jugend gekannt hatten, zu bitterem Leid bemerkbar. Er begann

an Geist und Leib zu altern, und schon lange bevor die furchtbare Krankheit an ihm zu Tage kam, durfte man trauernd sagen, daß sein Lebensmuth nicht mehr der eines Mannes war, welcher demnächst für seine Nation die Kaiserkrone tragen sollte.

Als die Krankheit zerstörend an sein Leben trat, verklärte sich nach dem langen Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung die Eigenart seiner Natur, die Lauterkeit seiner Seele und die Herzensfreundlichkeit und Milde. Er, der im Kriegsgetümmel seinem Heere als ein furchtloser Eroberer erschienen war, sollte als stiller Dulder in dem Gemüth der Zeitgenossen fortleben. Ein banges, langes Dahinsterben war sein Kaiserschicksal; die Krone, welche er einst so heiß für sein Geschlecht und sich ersehnt, sank nur wie der Lichtschein im Bilde den Märtyrer krönt, auf sein Haupt. Es blieb ihm erspart Antwort auf die dringenden Fragen zu geben, welche die Nation an die Person seines Herrschers richtet, und die höchste Ehrenwürde, die Machtfülle des Gebietenden, wurde ihm nur als ein Traumbild zu Theil, während der Leib an das Lager gebannt kraftlos lag.

Solchem Schicksal gegenüber ist es vermessen zu streiten, wie er als Herrscher geworden wäre. Die auf ihn hofften, wollten an ihm sehen, was sie am meisten begehrten, und die besorgt sein Wesen abschätzten, vermochten nicht zu beurtheilen, was das

Amt und die Herrſchaft in einem geſunden Herrn an Kräften und Neigungen entwickelt hätten. Er war ein offener, redlicher Mann von lauterem Sinn und warmem Gemüth, mit einem Herzen voll Menſchenliebe, mit der Fähigkeit, ſich über alles Gute und Große innig zu freuen. Er war ſo menſchenfreundlich und gegenüber einem Leidenden ſo voll von Empfindung, daß auch die zahlloſen bitteren Erfahrungen, welche die Großen der Erde über Unwerth der Hilfeſuchenden machen, ihm nicht den Antheil an dem einzelnen Fall beeinträchtigten. Gegen Solche, welche er perſönlich näher kannte, war er von der zarteſten Aufmerkſamkeit, er fühlte alles Widerwärtige, das ſie traf, als treuer Freund in inniger Theilnahme mit. Er war im Grund ſeiner Seele weich und leicht erregt, ein Menſch von ſeltener Reinheit und Innigkeit.

Er war ein warmer Proteſtant, in allen religiöſen Fragen von einziger Duldſamkeit und zu ſeinen ſtärkſten Abneigungen gehörte die gegen engherzige Pfaffe In der Staatsverwaltung widerſtrebte ihm Polizeiherſchaft und Bevormundung, den Gemeinden wünſchte ausgedehntes Selbſtregiment, jeder ehrlichen Thäkeit die freieſte Bewegung. Das aber waren bei Stimmungen, denen die Kenntniß der Zuſtände Volke nicht ganz entſprach, und es wäre ihm ſ geworden ſeinen Willen gegenüber gewandten würfen aufrecht zu erhalten. Denn er war ke

ſchäftsmann, ſein Urtheil war in großen Angelegenheiten nicht geprüft und auch wo er einmal lebhaft wollte, war er in der Ausführung abhängig und unſicher, zuweilen wehrlos gegenüber den Hinderniſſen, nach dieſer Richtung war er mehr gemacht geleitet zu werden, als Andere zu führen. Er war ſehr geneigt, die Selbſtändigkeit eines Anderen anzuerkennen und man durfte ihm gegenüber eine Ueberzeugung mit dem größten Freimuth ausſprechen, auch wenn ſie ſeine eigenen Gedanken angriff. Er war aber auch geneigt da, wo er behaglich erſcheinen wollte, in Scherz und Ausdruck ſich gehen zu laſſen und es begegnete ihm, daß ſein ſcherzhaftes Weſen auf Andere nicht wohlthuend wirkte, vielleicht deshalb, weil der Grundzug ſeines Weſens ernſt war und er ſich zu der guten Laune zuweilen nöthigen mußte. Und er ſelbſt war ſehr empfindlich gegen jeden Verſtoß Anderer in der Form und verlangte auch in Kleinigkeiten Beachtung ſeiner Würde. Wenn er aber in ſich ſelbſt nicht fand, was ihn aus der Verſtimmung oder aus kleinlichen Anſchauungen heraushob, ſo war ſeine Seele um ſo empfänglicher für jeden Eindruck von Außen, der ſchön und groß war, und für alle Anregung des Lebens, die in ihm ſelbſt ernſte Gedanken weckte. Er wurde unabläſſig als ſchöne Heldengeſtalt gefeiert und er ſelbſt war wohl deshalb geneigt, ſeiner Erſcheinung große Bedeutung zuzuſchreiben und ſich dieſelbe je

nach der Situation und der Aufgabe, die er zu lösen hatte, zurecht zu legen. Aber das Gemachte in Antlitz, Blick und Geberde schwand dahin, sobald eine hohe Empfindung ihm in die Seele trat, dann strahlte sein Auge, eine bezaubernde Heiterkeit flog über die zurechtgelegte Miene und in solchen Augenblicken war er in der That von hinreißender Schönheit.

Längere Zeit war sein Begehren, eine beherrschende Stellung über den Standesgenossen zu erhalten, und in dieser Grundstimmung war er zuweilen wenig geneigt, die historischen Rechte der deutschen Fürsten und ihre Ansprüche auf Gleichheit des Ranges zu beachten. Aber gerade was er so eifrig wollte, die Erhöhung seines Hauses durch die Kaiserkrone, das wurde vor Allem eine Sicherung der erhabenen Stellungen deutscher Landesherren, ja in Vielem auch eine Vergrößerung ihres Einflusses. Jetzt erst wurde ihre Landeshoheit im Reiche durch eine gesetzliche Uebereinkunft zwischen den Fürsten und der gesammten Nation befestigt. Und ihnen vor Anderen kam die neue Richtung des kaiserlichen Staatswesens auf vornehme Darstellung zu Gute. Bei der Uebernahme der Kaiserwürde durch Wilhelm II. erhielten unsere Landesgebieter völlig und reichlich Gelegenheit, ihre Bedeutung vor der Welt zu erweisen, und sie haben dies mit Vaterlandsliebe und mit richtigem Verständniß ihres eigenen Vortheils in ausgezeichneter Weise

gethan. Ihnen blieb erspart die Erhebung eines ihrer Standesgenossen an heiliger Stelle unter ihrer demüthigenden, passiven Mitwirkung, und uns das Gepränge einer Kaiserkrönung mit deren leerem Ceremoniell.

Aber der Tod des Sohnes, der so schnell auf den des Vaters folgte, hat nach anderer Richtung unserer höchsten Staatsleitung eine Besonderheit zugetheilt. Daß an den Großvater sich fast unmittelbar der Enkel reihte, hat Etwas von der geistigen und gemüthlichen Eigenart des älteren lebenden Geschlechts dem Throne ferngehalten. Denn wie verschieden die Natur, Anlage und Charakter der einzelnen Herrscher sei, jeder stellt in seinem Wesen Vieles von dem eigenthümlichen Inhalt der Jahre dar, aus welchen er in frischer Jugend Eindrücke, Ansichten, Bildung am reichlichsten erhielt. Und jeder Herrscher, auch der größte und trefflichste, ist als Kind seiner Zeit mit einer Einseitigkeit behaftet, gegen welche ein jüngeres Geschlecht und im Bunde mit diesem die Persönlichkeit des nachfolgenden Sohnes bewußt oder unbewußt protestirt. So war das Verhältniß aller Könige von Preußen zu ihren Vorgängern: Friedrich Wilhelms I. zu seinem Vater Friedrich I., Friedrichs des Großen zu seinem Vater und so fort bis in unsere Zeit. Mit jedem Nachfolger trat eine Ergänzungsfarbe zu dem Wesen des Vorgängers hervor,

wohl oder übel, zum Heil oder Unheil, aber nicht zufällig, ſondern nach einem hohen Lebensgeſetz. Auch in den Brüdern Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. gelangten entgegengeſetzte Ausſtrahlungen ihrer Zeitbildung zur Herrſchaft: Schelling und Herbart, Tieck und E. M. Arndt, Radowitz und Moltke, Manteuffel und Bismarck. Diesmal aber iſt den Deutſchen die Ergänzungsfarbe ausgefallen. Eine Fürſtenſeele iſt geſchwunden, welche nach Aufhebung der Cenſur, nach 1848 heraufwuchs, in einer Zeit des Widerſpruchs gegen engherzige Beamtenherrſchaft, in Jahrzehnten, wo nicht die Kraft des Heeres, ſondern die leidenſchaftliche Bewegung des Volkes die Fortſchritte des Staates bewirkte; geſchwunden der Sproß einer langen Friedenszeit, in welcher die Arbeit der Wiſſenſchaft und ſchönen Kunſt dem deutſchen Gemüth oft das beſte Selbſtgefühl, den reichſten Inhalt gegeben hatte, ein Gemüth, in dem der Drang nach Freiheit und ſchöner Entfaltung der Volkskraft lebendiger war als der nach Zucht durch das Heer und den Staat. — Denn von dieſen Einwirkungen und von Anderem, was von 1848 bis 1864 auf dem deutſchen Grunde erblüht war, bewahrte die Seele des Kronprinzen, wie die ſeiner meiſten Altersgenoſſen, Inhalt und Farbe, die ihm eigenartig waren, ungleich dem Weſen ſeines Vaters, und ungleich den maßgebenden Neigungen im Gemüth ſeines

Sohnes, der seit der Kaiserzeit unter dem Helm erwachsen war.

Wer vermöchte zu sagen, ob das Ausfallen dieser eigenthümlichen Mischung von Bildungselementen einen Einfluß auf die nationale Entwickelung haben wird? Denn solche Zeitfärbung des Herrschers ist ja nur eine von den Eigenschaften, welche seinen Inhalt ausmachen, und es giebt viele andere, welche bedeutsamer sein mögen. Aber auf die Thatsache dürfen wir hinweisen, auch wenn wir den guten Geistern unseres Lebens fröhlich vertrauen.

Die Hohen der Erde, zu denen ein ganzes Volk aufschaut, sind noch heut in ähnlicher Lage wie in jenen alten Zeiten, in denen die Heldensage die volksthümliche Form geschichtlicher Ueberlieferung war. Nach ihrer Erscheinung und nach einzelnen Lebensäußerungen, welche in weiten Kreisen bekannt werden, formen die Mitlebenden sich das Bild derselben. Immer sind bei solcher Arbeit gemüthliche Stimmungen des Volkes thätig, Liebe oder Abneigung, dazu die geheime Sehnsucht, eine Gestalt zu besitzen, welche den Wünschen der Lebenden entspricht. Vor jedem Menschen, der uns nahe tritt, ist unsere Gestaltungskraft in ähnlicher Weise thätig und in diesem Sinne sind auch die Bilder vertrauter Angehöriger und Freunde stets Idealbilder, welche Vieles und Bedeutendes aus dem fremden Leben zusammenschließen, bei Jedem

eigenthümlich und etwas anders geformt, je nach der Persönlichkeit des Auffassenden und nach seinem Verhältniß zu dem Andern. Aber die Gestalten der Höchsten auf Erden, wie sie von den Zeitgenossen aufgefaßt werden, unterscheiden sich von anderen vertrauten Menschenbildern schon dadurch, daß die Beobachtung ihres inneren Lebens, die doch nur Wenigen möglich ist, nicht reichlich das Urtheil der Millionen beeinflußt, dagegen wirkt unaufhörlich und in Fülle die Beobachtung ihrer Darstellungen nach außen. Ferner müssen die meisten Aeußerungen einer hohen Persönlichkeit, welche der Nation bekannt werden, wohl überlegte und für die Oeffentlichkeit zugerichtete sein. Außerdem aber ist in vielen Fällen jene Sehnsucht des Herzens übermächtig, in der Gestalt wiederzufinden, was das Gemüth der Zeitgenossen ersehnt.

An den idealen Bildern der Fürsten arbeitet die öffentliche Meinung, die Presse und die Beobachtung Einzelner, oft wandeln sich die Bilder lange, je nach dem Maße der Bewunderung oder Abneigung. Allmählich gewinnen sie Festigkeit und Bedeutnng, werden durch Lehre und Schrift Andern vermittelt und durch neue Anekdoten und Zusätze, welche zu den Grundlinien des Bildes sich fügen wollen, bereichert. Alle diese volksmäßigen Vorstellungen enthalten in unserer Zeit viel Wahres, zuweilen empfindet das Volk, mehr ahnend als verstehend, die Wesenheit besser

als die zerlegende Kritik. In anderen Fällen iſt das wirkliche Leben der Großen, ja auch das Tüchtige in ihrem Wirken, in Vielem anders beſchaffen, als die Entfernteſtehenden ſich einbilden. Man braucht nicht weit nach Beiſpielen zu ſuchen. Der alte Fritz, dem Gemüthe der Preußen eine ſo vertraute Geſtalt, iſt etwas Anderes als der alternde Friedrich II. in Wirklichkeit war; Friedrich Wilhelm III., wie er in den Herzen des älteren Geſchlechts fortlebt, iſt weſentlich verſchieden von dem hohen Herrn, der im Jahre 1813 ſo mißtrauiſch auf die kriegeriſche Erhebung ſeiner Preußen ſah und im Jahre 1839 den wackeren Arndt noch als eine Art Hochverräther betrachtete. Auch das gegenwärtige Geſchlecht hat bei dem Einbilden ſeiner Helden dieſelbe Treuherzigkeit erwieſen. Prinz Friedrich Karl z. B. lebt in der Erinnerung des Heeres fort als ein ſtürmiſcher, jugendlicher Held, wie er ſich darſtellte, wenn er als rother Huſar über das Manöverfeld jagte, und doch war derſelbe im Kriege ſelbſt, zuweilen wo Eile noth that, mit einer pedantiſchen Neigung zu langſamem Verfahren behaftet (Einmarſch in Böhmen, Vormarſch am 18. Auguſt, Zug gegen Orleans), ein anderesmal mit vorſchneller Unruhe (St. Privat). Auch Kaiſer Friedrich III. iſt nach Auffaſſung des Volkes der ſtarke Schlachtenſieger und doch war ihm das militäriſche Weſen nicht recht nach dem Herzen, das Befehlen auf dem

Uebungsfeld durchaus nicht geläufig, und im Kriege führte er die militäriſchen Aufgaben eines Feldherrn nur deshalb vortrefflich durch, weil er ſeinem Generalſtabschef durchaus vertraute und die fürſtliche Schauſtellung, ſowie die Verantwortung ſehr bereitwillig auf ſich nahm; und wer ſagen wollte, er iſt zum berühmten Feldherrn geworden ohne daß er ein tüchtiger Soldat war, der würde dem geliebten Toten kein Unrecht thun.

Freilich fehlt auch mißgünſtige Auffaſſung hoher Herren nicht. Abgeneigte Stellung derſelben zu leidenſchaftlichen Forderungen der Gegenwart macht ebenſo leicht ungerecht gegen ſie; dann wird behend das Geſammtbild ihres Weſens verzogen, Nachtheiliges ohne Prüfung geglaubt und gern verbreitet. Der Prinz von Preußen im Jahre 1848 und Kaiſer Wilhelm im Jahre 1888, der Gehaßte und der Vergötterte waren derſelbe Mann, und es bedurfte ein halbes Menſchenalter, bevor die Nation ihre Auffaſſung dieſes Fürſten ſo umwandelte, wie geſchehen iſt. Denn die Deutſchen ſind eifrig in Allem, was ſie thun. Haben ſie einmal begonnen, an ihren Helden abfällige Kritik zu üben, ſo werden ſie leicht mürriſch, kratzbürſtig und argwöhniſch im Uebermaß. Aber ihnen ſelbſt iſt währenddem gar nicht wohl zu Muthe, ſie empfinden es als eine Erquickung, wenn ihnen Gelegenheit geboten wird, ſich von dieſen Gemüthsſtimmungen zu befreien, und

als ein hohes Glück, wenn sie thun können, was am meisten nach ihrer Natur ist: aus vollem Herzen zu lieben und zu verehren. Die deutsche Gefolgetreue ist noch vorhanden, und noch eben so stark, wie sie in der Urzeit war.

Die Zeitungen geben täglich den Lesern reichliche Gelegenheit, sich mit der Person hoher Herrschaften zu beschäftigen. Es giebt auch im Tagesleben derselben kaum eine Kleinigkeit, die aus der Ferne beobachtet werden kann, welche nicht sofort Millionen berichtet wird. Daß sie ausgefahren sind, daß sie in einem Laden Einkäufe gemacht haben, wann sie eine Schaustellung besucht, wen sie zu Tische geladen, ja in welchem Rock sie erscheinen, wird Gemeingut der Leser. Ob solch unabläſſiges Vorführen der Fürsten den Zeitungslesern vortheilhaft ist, soll hier nicht untersucht werden, für die Fürsten selbst wird diese Geschwätzigkeit zuweilen Belästigung, jedenfalls ein Zwang, der ihr ganzes Wesen beeinflußt. Wenn sie schon als Kinder merken, daß jedes Wort, alles Thun ein Gegenstand des Interesses für die versammelten Zuschauer ist, so wird solche Ueberzeugung sehr früh dazu beitragen, ihnen Haltung, Vorsicht und größere Aufmerksamkeit auf Rede und Thun zu geben, aber sie werden auch sehr früh veranlaßt sich wirksam darzustellen und ihre Rolle zu spielen. — Denn die äußere Erscheinung des Fürsten: Uniform, Miene, Geberde, das gesprochene

Wort ſollen wirken. Je umfangreicher die Repräſentation, um ſo größer wird der Zwang der Selbſtbeobachtung. Da der Fürſt weiß, daß jede Aeußerung, die er in der Unterhaltung fallen läßt, belauſcht, erwogen, weiter erzählt wird, ſo muß er doch ſeine Rede darnach bemeſſen. Iſt vollends ein Herr in der Lage, öffentlich zu ſprechen, ſo wird jeder Satz ſeiner Rede nach dem unvermeidlichen Druck derſelben von Millionen als bedeutungsvoll begutachtet. Es iſt daher ganz in der Ordnung, wenn der vielbeſchäftigte und zerſtreute Herr ſich die Rede von einem vertrauten Manne niederſchreiben läßt und ſich dieſelbe einprägt. Sie wird dadurch, daß er ſie ſpricht, die ſeine, denn er übernimmt die Verantwortung; aber er gewöhnt ſich dabei auch fremden Geiſt als den ſeinen auszugeben und muß ſich gefallen laſſen, vielleicht mit Behagen, daß ſeine eigene Auffaſſung, ſeine Bildung und ſein Verſtändniß nach den wohlerwogenen und geſcheidten Worten des Andern geſchätzt wird.

Das deutſche Treugefühl, die holde Tugend der Germanen, iſt ſeit der Urzeit bis zur Gegenwart in unverminderter Stärke geſchäftig, die Bilder der höchſten Herren unſeres Volkes zu formen. Es geſtaltet Millionen das Verhältniß zu ihren Fürſten herzlich und anmuthig. Sogar dem gelehrten Geſchichtsforſcher ſchwebt es um den Arbeitstiſch, mehrt die Freude an der Arbeit, hilft ihm Vergangenes

deuten und die überlieferten Züge werther Fürsten zu verständlichen Charakteren bilden. Wie groß seine Gewissenhaftigkeit, wie sicher sein Urtheil sei, die Zuneigung hebt ihm die Vorzüge der Helden, die seine Arbeit zu schildern hat, und mildert die Schatten, welche er, um wahr zu sein, von seinen Gebilden nicht fern halten darf. Aber wie jede Art von Herzenswärme, birgt diese gemüthvolle Ergebenheit eine Gefahr, und es bedarf für den Deutschen der Wachsamkeit, damit er in der Hingabe nicht das ehrliche Urtheil verliere. Diese Gefahr bedroht den Fürsten wie das Volk, welches treu an ihm hängt. Wir sehen leicht, was wir finden wollen; jede Lebensäußerung des Herrn, der durch seine Stellung und Lebensaufgabe der Nation werth ist, erscheint bedeutsam und werthvoll, während sie an einem Andern unbeachtet bliebe; in gleichgültige Worte wird ein besonderer Sinn gelegt, der gewöhnliche Scherz wird als geistvoll gerühmt, auch ein mattes Interesse des Helden, das in anderen Menschen für selbstverständlich gelten würde, wird gefeiert. Und wenn das Volk jahrelang seine Fürsten an solche Bewunderung gewöhnt hat, wie darf es Wunder nehmen, daß diese selbst eine große Meinung von dem erhalten, was sie reden und thun, auch wenn es nicht ungewöhnlich ist? Wenn die kleinste Beachtung, welche der Fürst einem Menschen gönnt, diesen erhebt und glücklich macht, so ge-

hört für den Fürſten eine außerordentliche Beſcheidenheit dazu, damit er nicht eine hohe Meinung von ſeiner Erhabenheit über Andere erhalte, und in dieſem Sinne darf man ſagen, die Nation verzieht unabläſſig ihre Gebieter, am meiſten die, welche ſie am meiſten liebt. Vielleicht iſt die höchſte der Tugenden, welche an einem vollendeten Fürſtenleben zu rühmen ſind, daß der Herr bis an das Ende ſeiner Tage ſich richtige Selbſterkenntniß, den maßvollen Sinn und die bereitwillige Anerkennung fremdes Werthes bewahrt habe.

Beilagen.

Die Reise des Kronprinzen nach dem Orient.

(Grenzboten 1870, Nr. 3.)

Der Kronprinz von Preußen ist nach fast dreimonatlicher Abwesenheit aus den Küstenlandschaften des hintern Mittelmeers zur Heimat gekehrt. Ihm war nur verhältnißmäßig kurze Zeit und für Vieles nur ein flüchtiger Besuch vergönnt, aber freilich ist solchem Herrn auch möglich, die Zeit aufs beste auszunutzen; denn die schnellsten Transportmittel, die besten Führer standen ihm zu Diensten, selbst in unwirthlicher Landschaft durch die Gastlichkeit der Landesgebieter jede erreichbare Bequemlichkeit; sodaß die Fülle der Eindrücke, welche die Fremde bot, zuweilen fast überwältigend gewesen sein muß. Er begann die Reise mit kurzem Aufenthalte in Wien, durchzog Italien auf der Hin- und Rückreise, besuchte die griechische Königsfamilie, sah von der Türkei Constantinopel, Jerusalem und Damaskus, wohnte den Feierlichkeiten zur Eröffnung des Suezcanals bei, fuhr den Nil hinauf und nahm bei der Rückkehr noch kurzen Aufenthalt in Frankreich. Der Orient hat die meiste

Zeit in Anſpruch genommen und die Bedeutung der Reiſe ſowie ihre Erfolge ſind in dem Beſuche der muhamedaniſchen Welt durch den künftigen Schirmherrn der proteſtantiſchen Kirche und des norddeutſchen Bundes zu ſuchen.

Der Aufenthalt in Wien hat die Preſſe am meiſten beſchäftigt, weil man in ihm das erſte ſichtbare Zeichen einer Annäherung Preußens an Oeſtreich ſah, und weil man neugierig war, wie die beiderſeitige Begegnung der Fürſten ſein würde, welche vor Kurzem im erbitterten Kampf um die Macht gegeneinander gekriegt hatten. Für die Entwickelung der deutſchen Verhältniſſe, ja ſelbſt für die diplomatiſchen Beziehungen konnte der Beſuch keine Bedeutung haben. Er war überhaupt nur möglich, weil man in Wien ſo gut als in Berlin erkannt hatte, daß die Folgen des Jahres 1866 ſich nicht mehr rückgängig machen laſſen und daß die Regierenden ſich der Nachwirkung von Thatſachen nicht entziehen dürfen, welche bereits in dem Leben der Nationen tiefe Wurzel geſchlagen haben. So iſt denn auch, wie bei vornehmen Herren anzunehmen war, die Begegnung in Wien offenherzig und ohne Zwang geweſen. Nachdem beim erſten Zuſammentreffen die vergangenen Ereigniſſe freimüthig berührt worden waren, haben die Herren ſich gegenſeitig wie alte Freunde gefühlt und ebenſo verkehrt. Weder in den Zuſammenkünften mit dem Kaiſer und den Mit-

gliedern des Kaiſerhauſes, noch in der Unterhaltung mit einem Andern iſt ein Mißton gehört worden, vielfach das gerade Gegentheil. Politiſche Aufgaben aber löſt man in unſerer Zeit ſehr ſelten durch Fürſtenbeſuch und die Begleitung des Kronprinzen hatte durchaus keinen politiſchen Charakter. — In Italien, wo der Kronprinz im vorigen Jahre einen wahren Triumphzug hielt, hat er diesmal ohne jeden höfiſchen Zwang verweilt, hat aber doch viele bedeutende Menſchen geſprochen und Gelegenheit gehabt zu erkennen, wie kräftigend ein freies Verfaſſungsleben auf ein Volk wirkt. Denn wenn auch Vieles in Italien noch unſicher und übel geordnet iſt und manches Jahr vorübergehen wird, ehe das geeinte Italien ſichere Grundlagen für ein ſtarkes Aufblühen gewinnt, ſo muß doch Jeder fühlen, der ſich dort als Beſuchender um Politik kümmert, wie ſehr der geſetzliche Kampf um den freien Staat die Charaktere bildet, Willenskraft und Intereſſen ſteigert, und damit den Staat ſelbſt. Schon jetzt konnte, wer aus Italien nach Frankreich reiſte, den Unterſchied in Stimmung, Freudigkeit und friſcher Energie der Menſchen zwiſchen dem neuen Verfaſſungsſtaat Italien und dem bevormundenden Syſtem des Kaiſerreiches erkennen.

Zur Fahrt nach dem Orient beſtieg der Kronprinz ein norddeutſches Kriegsſchiff; und damit er die neue deutſche Macht würdig darſtelle, war ihm ein ganzes

Geſchwader beigegeben; zum erſtenmal ſeit fünfhundert Jahren, ſeit der Blüthezeit der Hanſafahrer, ſah das Morgenland eine deutſche Flotte.

Es waren nicht viele Schiffe; drei Corvetten und einige Kanonenboote, aber dieſe Schiffe fielen in den Häfen des Orients, zuletzt in Port Said am Eingang des Suezcanals, wohin faſt alle ſeefahrende Völker Kriegsboote geſandt hatten, durch Bau, Ausrüſtung und Bemannung vortheilhaft auf. Sie konnten ſich unter den beſten mit Ehren ſehen laſſen. Eine ſtattliche Schauſtellung des deutſchen Bundes in den Häfen des Orients und bei den Machthabern der muhamedaniſchen Welt war längſt wünſchenswerth geworden. Die Kunde von einer großen Umwälzung in Deutſchland iſt bis tief in den Oſten zu Türken und Arabern gedrungen, in den Häfen des innern Mittelmeeres weht die norddeutſche Flagge häufig von den Maſten der Schiffe und den Conſulatgebäuden des norddeutſchen Bundes, und Auswanderer und Geſchäftsleute aus dem deutſchen Norden und Süden bedürfen überall Schutz gegen die Willkür der fremden Beamten und die Eiferſucht anderer Völker des Abendlandes. Es gehört aber zu den Eigenthümlichkeiten der Orientalen, daß ſie eine Machtentfaltung ſehen und im Guten oder Böſen fühlen müſſen, um daran zu glauben. Dort gilt die Perſönlichkeit Alles, moderner Vertrag und Geſetzparagraphen wenig, der

maleriſche, dramatiſche Eindruck der Stunde wirkt lange nach; nur was gefällt oder Furcht einflößt, gewinnt Bedeutung. — Nicht geringer war die Einwirkung der Reiſe auf die Deutſchen im Orient, auch ſie wurden ſich fröhlich bewußt, daß ſie ſeit dem Jahre 1866 Bürger eines Staates geworden ſind, der in der Fremde geachtet iſt, weil er ſich Berückſichtigung erzwingen kann. Ueberall wurden die Beſucher von den deutſchen Coloniſten mit beſonderer Begeiſterung empfangen, der deutſche Thronerbe, umgeben von einem ſchönen Geſchwader ſtreitbarer Schiffe, erſchien ihnen als glänzender und ruhmvoller Vertreter ihrer Heimat, ſie hoben ſich plötzlich ab von der Maſſe, in der ſie gelebt, und ſie empfanden alle Huldigungen und Artigkeiten, welche dem heimiſchen Fürſten erwieſen wurden, als Gewinn und Ehre, die ihnen ſelbſt zu Theil wurden. Denn auch der Fremde wird dort nur ſo weit geachtet, als das Vaterland, dem er angehört, ihn ſtützt und trägt. Die große Mehrzahl der Deutſchen im Orient ſind Süddeutſche und Proteſtanten. Sie Alle erkennen, durch die ſtarken Beweggründe der Vaterlandsliebe und des eigenen Nutzens getrieben, die Einigung Deutſchlands und das Haus der Hohenzollern als einen Segen für ihr Daſein und ſtützen ſich aus ganzem Herzen auf die Einrichtungen des norddeutſchen Bundes. Die Beſucher aus dem Heimatlande aber beobachteten mit warmem Antheil, welche

Aufregung die Erſcheinung des Prinzen, die Kanonen ſeiner Fahrzeuge und die vielbeleumdete Pickelhaube ſeines kriegeriſchen Gefolges hervorbrachten. Es gab nicht nur lauten Ruf begeiſterten Grußes, zuweilen auch Freudenthränen.

In Athen, wo der Kronprinz zuerſt anfuhr, iſt die Zahl der Deutſchen nur gering, das neue Hellas iſt kein reichlich producirendes Land und der Grieche ſelbſt iſt ein zu guter Kaufmann und Geldmann, um dem Fremden ein großes Wirkungsfeld zu laſſen. Der Beſuch dort war die Idylle der Reiſe, ein kurzes freundliches Zuſammenſein mit der königlichen Familie und ein Verſenken in die großen Erinnerungen der Landſchaft und die Trümmer alter Kunſtherrlichkeit, an deren Erforſchung deutſche Gelehrte und die Geldmittel, welche von dem Könige von Preußen zur Verwendung geſtellt wurden, namhaften Antheil haben. Anders zeigte ſich Conſtantinopel. In dieſer Weltſtation des Handels iſt für alle ſtrebſamen Kräfte Raum und Gelegenheit zu lohnender Thätigkeit und Söhne aller Nationen tummeln ſich hier im regen Verkehr. Dort war auch der Empfang des Kronprinzen durch die Deutſchen maſſenhafter. In gedrängter Schaar hatten ſie einen Lloyddampfer gemiethet und kamen unter norddeutſcher Flagge, das Schiff mit allen deutſchen Wimpeln und Flaggen geſchmückt, dem Herrn bei ſeiner Anfahrt

entgegen. Und derſelben norddeutſchen Flagge gehörte faſt jedes dritte Schiff, das vorüberſegelte oder im Hafen lag.

Auf den Handelsſchiffen und unter den deutſchen Coloniſten fühlte man ebenſo wie auf der Corvette, die den Prinzen trug, was dieſe Entfaltung deutſcher Macht zu bedeuten hatte. Auch der Osmane merkte, daß die neuen ſchwarzweißrothen Farben, die er überall wehen ſah, für ſein Land von Wichtigkeit ſein könnten. — Da die Könige von Preußen ſeit alter Zeit zu den Pflichten ihres Berufes die gezählt haben, das evangeliſche Bekenntniß zu ſchützen, ſo war ſelbſtverſtändlich, daß der Kronprinz vor Allem die proteſtantiſchen Anſtalten in Conſtantinopel: Kirche, Schule und Krankenhaus beſuchte und ihnen materielle Hilfe zukommen ließ. Er hat auch Vertreter der Proteſtanten von türkiſcher Abkunft empfangen und ihnen Muth zugeſprochen. Es iſt dies nämlich eine geringe Zahl zerſtreut wohnender Türken, meiſt aus den niederen Claſſen, welche vorzugsweiſe durch amerikaniſche Miſſionäre zum Chriſtenthum bekehrt worden ſind und ihre Duldung nur dem Schutze verdanken, den ihnen unſere Vertretung zu Theil werden läßt. Es iſt nur ein ſehr kleiner Anfang freierer chriſtlicher Ordnung unter den Türken ſelbſt, dennoch verdienen dieſe Leute unſere Beachtung und ihre warm geäußerte und neu beſtärkte

Anlehnung an das deutſche Fürſtenhaus mitten in der muſelmänniſchen Bevölkerung mag für die Zukunft nicht ganz ohne Folgen ſein. Auch die Deutſchen in Conſtantinopel durften ſich ſagen, daß dieſer fürſtliche Beſuch für ſie nicht werthlos war. Die orientaliſche Frage tritt ihrer Löſung unaufhaltſam näher, die Herrſchaft des Halbmondes wird unſicherer und die Stimme der Großmächte bei der Pforte gewichtiger. Lange galt Preußen dort nur für eine friedfertige Macht im entfernten Norden, es hatte höchſtens eine beruhigende, keine leitende Stimme bei der hohen Pforte. Die perſönliche Begrüßung mit dem Sultan und der Verkehr mit ſeinen geſcheidten Miniſtern haben dort, wie es ſcheint, einige ſehr lebhafte Eindrücke hervorgerufen. Die Preußen erwieſen ſich als anſtändige und vornehme Leute, die für ſich nichts Unbilliges von der bedrängten Pforte begehren. Deutſchland aber hat die Aufgabe, den in der Türkei gewonnenen Einfluß gegen andere Mächte in die Wagſchale zu werfen. Hier iſt ſeit der Zeit Friedrichs des Großen Manches verloren worden, was jetzt wiedererlangt werden kann.

Der Kronprinz fuhr von Conſtantinopel nach Jaffa, von da nach Jeruſalem. Jaffa iſt ein unbedeutender Ort und ſoll kein beſonders guter Hafen ſein. Trotzdem hat ſich hier eine deutſche Landsmannſchaft angeſiedelt, faſt ausſchließlich proteſtantiſche Sectirer

aus Würtemberg. Sie haben eine amerikaniſche Anpflanzung von Orangenbäumen übernommen und ſtreben danach, eine regelmäßige Verbindung Jeruſalems mit Jaffa herzuſtellen. Da aber Jeruſalem nichts weiter iſt als ein Wallfahrtsort mit allem Mangel an Erwerbskraft, der ſolchen heiligen Stätten eigen zu ſein pflegt, ſo wird dieſer Verſuch ſchwerlich lohnen. Die Anweſenheit des Kronprinzen, welcher die Coloniſten aufſuchte, ſoll dieſen bei den türkiſchen Behörden einige Berückſichtigung verſchaffen, welche ihnen am Ende, wie wir beſorgen, ſehr nöthig ſein wird.

Jeruſalem lebt zum großen Theil von den Spenden, welche ſeine Anſtalten und Einwohner aus Europa erhalten. Die griechiſche, armeniſche und lateiniſche Kirche haben dort große Hospize und Klöſter, wo die gläubigen Wanderer Aufnahme finden, Gebete verrichten, Opfer bringen. Die engliſche Kirche hat ein Gotteshaus, große Schule u. ſ. w. gebaut und ſendet ſehr bedeutende Mittel, um Kinder zu erziehen, Cultur und Chriſtenthum zu verbreiten. Von den Juden wandern immer noch zahlreiche Fromme in alten Tagen dorthin, um in der Nähe der Tempelſtätte zu ſterben, welche am jüngſten Tage die Stätte der Auferſtehung für alle Juden ſein ſoll. Ihre Glaubensgenoſſen haben dort geräumige Häuſer zur Aufnahme der Pilger errichtet, und regelmäßig fließen beträchtliche Summen hin. Nur der deutſche Proteſtantismus ent-

behrte die geſellige und religiöſe Vereinigung, obgleich die deutſchen Proteſtanten die Mehrzahl unter den Fremden ausmachen, welche dort ſelbſtändig durch ihren eigenen Erwerb, d. h. außerhalb jener Anſtalten leben. Sie haben zunächſt keine eigene Kirche. Seit langen Jahren wird dieſer Mangel gefühlt. Friedrich Wilhelm IV. hat zwar, wie bekannt, in Gemeinſchaft mit England ein evangeliſches Bisthum geſtiftet und den deutſchen Proteſtanten einen Mitgebrauch der evangeliſchen Kirche geſichert, aber die Deutſchen ſind faſt nur geduldet, nur am Nachmittag dürfen ſie eigenen Gottesdienſt halten, und ſie müſſen, wenn ſie ganz an der Kirche Theil nehmen wollen, mehr oder weniger ihre Mutterſprache aufgeben, da das Engliſche ihre Kirch- und Schulſprache wird. Daher kommt es häufig genug vor, daß deutſche Kinder die Heimatſprache gar nicht mehr lernen. Hier war die Aufgabe des neuen deutſchen Staates, eine Gemeinde zu gründen und dem Kronprinzen wurde die angenehme Pflicht, perſönlich dafür zu wirken. Die freien Plätze in Jeruſalem gehören der türkiſchen Regierung, dieſe alſo mußte um einen Bauplatz angegangen werden. Da die Plätze Trümmerhaufen und an ſich werthlos ſind, konnte die Ueberlaſſung nur eine Schenkung ſein. Die ruſſiſche Regierung hatte vor einigen Jahren eine ſolche Schenkung erlangt, die preußiſche war trotz wiederholter Verſuche zu keinem Ziel gekommen. Dem

Kronprinzen überwies man auf den erſten ausgeſprochenen Wunſch die Ruinen des alten Johanniterconventes, welche in der Mitte der Stadt und in der Nähe des heiligen Grabes liegen. Auf dieſer Stätte, an welcher zahlreiche geſchichtliche Erinnerungen aus den Kreuzzügen haften, ſollen folgende Gebäude der deutſchen Colonie errichtet werden: eine proteſtantiſche Kirche zur Vereinigung aller deutſchen Proteſtanten, welche, nebenbei bemerkt, wieder meiſt Süddeutſche ſind, dann eine von Diakoniſſinnen aus Kaiſerswerth gegründete Schule für 200—300 Kinder der Eingeborenen, eine von Herrn Scheller zur Zeit der Maroniten-Ermordung geſtiftete Waiſenanſtalt für 80 Knaben, ein Krankenhaus und ein Hospiz des preußiſchen Johanniterordens, endlich das norddeutſche Generalconſulat. Vorläufig hat, wie wir hören, der Johanniterorden ſich bereit erklärt, mit allen ſeinen Mitteln zur Förderung des Werkes beizutragen. Dieſe Neubauten, für welche der Kronprinz an Ort und Stelle eifrig bemüht war, ſollen den deutſchen Landsleuten Zuſammenhang, Kraft und Einfluß bringen.

Aus Jeruſalem kehrte der Kronprinz nach Jaffa zurück, von dort ſegelte er mit dem Geſchwader nach Beirut. In dieſem Hafenplatz von Damaskus vereinigt ſich der Handel des Libanon und der Verkehr Syriens und Perſiens nach dem mittelländiſchen Meer. Die günſtige Lage hat Beirut zu einem aufblühenden

Platze gemacht, überall ſieht man reges Leben, kräftigen Fortſchritt und viel Wohlſtand. Jeder Zuwachs an Cultur im Hinterlande kommt alsbald dieſer Stadt zu Gute. Und es iſt merkwürdig, welche unerwartete Folgen die bekannte gräuliche Ermordung der Maroniten für den Libanon gehabt hat. Wie einſt der Brand von Hamburg eine neue großartige Entfaltung der Stadtkraft zur Folge hatte, ſo hat auch dem Libanon das plötzliche große Elend die Theilnahme und die Kräfte Europas zugelenkt. Nicht nur Geld, auch Menſchen ſind hingewandert. Gläubige Seelen eilten herzu, um die Waiſen zu retten, chriſtliche Schulen und Krankenanſtalten wurden gebaut, um Geiſt und Leib jener bis dahin vergeſſenen und verſunkenen Stämme wurde warmherzig geſorgt. Und wenn auch hier und da zu viel und nicht in der richtigen Weiſe gebeſſert worden iſt, der ausgeſtreute Same fiel doch nicht ganz unter Dornen. Das Land gedeiht jetzt und ſcheint eine Zukunft zu haben. In Beirut haben deutſche Proteſtanten, Johanniter und Diakoniſſinnen ein Krankenhaus und eine Schule errichtet. Zwar iſt die deutſche Colonie nur klein, doch iſt hier vielleicht der günſtigſte Ort der Levante, wo die deutſchen Tugenden: Fleiß und Ausdauer in Handel und Ackerbau, reiche Ernte zu gewinnen vermögen. Die türkiſche Oberhoheit iſt für Fremde, welche mächtigen Staaten angehören, aus naheliegenden Gründen in

vieler Hinsicht die freieste und bequemste, welche man finden kann.

Der Kronprinz verwerthete jede Gelegenheit, den Deutschen in Beirut zu nützen. Von dort unternahm er einen Ausflug nach dem Libanon und nach Damaskus. Ueberall wurde ihm ein Empfang, welcher bewies, daß die Macht, welche er darstellte, sich Achtung verschafft habe.

Gleicher Empfang wurde ihm, als er nach Egypten kam. In diesem Lande von unzerstörbaren Hilfsquellen wird der Ackerbau wohl stets den Eingeborenen gehören, Handel und Gewerbe aber stehen allen Fremden offen und gewähren um so reicheren Lohn, je mehr die fruchtbringende Kraft des Bodens sich entfaltet. Wer darf leugnen, daß es dort seit Mehemed Ali trotz aller Gewaltherrschaft schnell vorwärts gegangen ist? Das Nilthal zeigt bis an den Rand der Wüste überall die Spuren europäischer Bildung, Kairo ist fast eine europäische Stadt geworden, und Alexandrien hat das Aussehen eines Welthandelsplatzes. Der Kronprinz fand in Kairo eine deutsche Landsmannschaft von mehreren hundert Köpfen. Fackelzug und Lied huldigten ihm nach deutscher Weise am Abende nach seiner Ankunft und es war für alle Anwesenden ein fröhlicher Eindruck, bei dieser Gelegenheit im Lande der Pharaonen, der Pyramiden und Palmen deutsche Weisen eines kräftigen Männerchors zu hören. Am folgenden Tage

legte der Herr den Grundstein zur ersten protestantischen Kirche in Kairo und gewährte im Namen seines Vaters die Mittel, mit dem Baue sofort zu beginnen. — In Alexandrien ist im Vergleich zu der großen Zahl von 50,000 Fremden die deutsche Landsmannschaft klein, sie zählt nur nach Hunderten. Doch auch diese, welchem Einzelstaate sie angehören mochten, thaten sich zusammen, um den Besuch des preußischen Thronerben mit Lied und Fackelzug zu feiern, in ihm die Idee der deutschen Einheit. Und wir dürfen rühmen, daß auch in Egypten die Vertretung des deutschen Staates eine würdige und bedeutungsvolle geworden ist. Ueber die Feierlichkeiten bei Eröffnung des Suezcanals haben die Zeitungen zur Genüge berichtet. Besonders ergötzlich war für die Deutschen der Verkehr an zwei orientalischen Höfen und die Haltung der beiden Herrscher, des Sultans nnd des Khedive. Kaum war ein größerer Gegensatz denkbar als zwischen den Hofhaltungen von Constantinopel und Egypten. In Constantinopel bei allem Fremdartigen und bei der fast märchenhaften Pracht des alten Orientes ein stolzes Selbstgefühl und die vornehme Höflichkeit eines großen Hofes, würdige Formen der Dienstthuenden und eine Erhabenheit des Herrschers, welche zwar dem hohen Gaste ritterliche Artigkeit erwies, seinen Begleitern aber nicht wenig von dem Hochmuth eines morgenländischen Fürsten zu fühlen gab. In Egypten

dagegen unter ausgeſuchter modiſcher Pracht, die eifrige Bethulichkeit eines Aufſtrebenden, welchem vornehme Haltung und Sicherheit des Selbſtgefühls durchaus nicht zu Gebote ſtand; dort der große Herr, hier der reich gewordene Bankier.

Bei der Eröffnung des Suezcanals war die norddeutſche Kriegscorvette Hertha das erſte größere Kriegsſchiff, welches die neue Weltſtraße befuhr. Möge dies ein gutes Vorzeichen für unſere Marine, wie für das großartige Werk des Canals ſein. Unſere Flotte wie der Canal ſind noch im Werden, beide werden noch viel Geld koſten, ehe ſie fertig ſind, aber für wirkliche Bedürfniſſe der Menſchheit hat es auf die Länge nie an Gelde gefehlt. Nicht weniger als die Flotte gefiel in Egypten die kräftige Geſtalt des Thronerben im friſchen Glanze des Feldherrnruhmes. Wie der Orient dergleichen auffaßt, zeigt folgender Zug. Als der Kronprinz drei Wochen nach dem Kaiſer von Oeſtreich die Pyramiden beſuchte, frug einer von den Wüſtenhäuptlingen, welche herangeritten waren: „Iſt das der, welcher den Kaiſer geſchlagen hat?“ „Ja.“ Der Araber ſah nach dem Prinzen: „Er ſieht darnach aus, aber ſo groß, wie man erzählte, iſt er doch nicht; er ſollte zehn Ellen hoch ſein.“

So war die Reiſe des Kronprinzen, welche ihm ſelbſt einen Reichthum neuer, prachtvoller Anſchauungen und lehrreicher Beobachtungen gewährt hat,

auch nicht ganz ohne Nutzen für unſeren Staat, denn ſie hat weſentlich die Einheit und das Selbſtgefühl der Deutſchen im Orient gekräftigt und unſerem Volksthum bei den Fremden achtungsvolle Scheu erweckt.

Der Kronprinz hat den Grundſtein zu einer proteſtantiſchen Kirche in Kairo gelegt. Doch ſei mit geziemender Beſcheidenheit noch ein anderes Erinnerungszeichen vorgeſchlagen, welches der hohe Herr in derſelben Stadt errichten könnte. Dort gehen trotz lohnender Arbeit viele wackere Deutſche zu Grunde, weil ſie bei einer Erkrankung kein deutſches Aſyl haben. Es wäre ein ſchöner Denkſtein ſeiner Anweſenheit in Egypten, wenn er Einfluß und Thätigkeit der Ausſtattung eines deutſchen Krankenhauſes in Kairo zuwenden wollte.

Die Kaiserkrone.

Preuße und Schwabe.

(„Im Neuen Reich" 1871, Nr. 1.)

Schwabe.

Woher, Geselle?

Preuße.

Heimwärts aus blutgetränktem Feld.
Im Sturm zerflogen sah ich der Feinde Heergezelt;
Das Größte lebt' ich: Siegruf und todverachtend Sterben,
Ein Reich, das neidisch arge, geschlagen in hundert Scherben.

Schwabe.

Auch uns daheim bescherte die Zeit ersehntes Glück;
Verlorne Reichsgenossen warb unser Schwert zurück,
Die Herzen der Deutschen schlagen einträchtig jetzt zusammen,
Verbrannt sind kleine Fehden in hellen Kriegesflammen,
Geschirrt an einen Wagen Germaniens edle Rosse.

Preuße.

Sie schnauben hart gebändigt im großen Heerestrosse.
Ungleich sind die Geschirre; 's ist schnelle Lagermache,
Der Sattler war in Eile.

Schwabe.

Zu beſſern ſei die Sache
Des Volkes und des Lenkers auf hocherhöhter Bank.

Preuße.

Hui, ich verſteh! Ihr Knaben erhebt den Feſtgeſang:
Kiffhäuſer heißt ein Hügel in Schwarzburg-Rudolſtadt,
Dort hauſt in Spinneweben die Kaiſermajeſtat.

Schwabe.

Sei ernſthaft. Alt Verblichnes lebt auf in ſchönrem Glanz,
Die Krone liegt in Arbeit.

Preuße.

So eifrig hatte man's?

Schwabe.

Wir ſtehn in alter Reichsſtadt; gewandelt ſiehſt du heut
Den Bilderſchmuck der Straße, der ſich den Käufern beut.
Vor Kurzem wart ihr Preußen ein gern entbehrter Schatz,
Heut prangt das Bild des Königs an jedem Ehrenplatz.
Schau hier die beiden Helden, den Vater und den Sohn,
Die Kraftgeſtalten fügen ſich gut zum höchſten Thron! —

Preuße.

Ich grüß' euch, hohe Herren! Ihr führt als Königſchmuck
Den Helm von hartem Leder; ihr trugt ihn ſtolz genug.
Jetzt haben die Fürſten Deutſchlands den Kaiſerreif gebracht,
Sie haben widerwillig das eigne Heil bedacht,
Durch ſie nur und mit ihnen hat Kaiſerwürde Sinn.
Jetzt ſeid ihr geſellt den andern, als erſte, wohl, weithin

Vom Niemen bis zur Moſel! — Bisher doch wart ihr mehr:
Heerkönige des Volkes, den Fremden ſtarke Beſchwer,
Unheimlich, ſtets verdächtig, wie dunkle Wetterwolke. —
Blutbrüderſchaft verbindet euch Jedem aus eurem Volke
Zum Leben wie zum Tode. Das Amt die höchſte Ehr',
Sehr ſtreng die Zucht, die Arbeit, die zugemeßne, ſchwer,
Gering oft das Behagen im engen Haus! Und doch
Hingab' und Treu' im Dienen. Es ſieht der Kleinſte noch
Ehrfürchtig und vertraulich nach eurem Haupte hin,
Das ſchwere Amt des Königs liegt immer in ſeinem Sinn;
Ihr dient, wie er, für Alle, Werkmeiſter in eurem Staat.
Und ſchlagt ihr an den Heerſchild, dann weicht zu blut'ger That
Von Weib und Kind der Vater, er zieht in euren Streit
Nicht opferfroh, nicht eitel, 's iſt ſeine Schuldigkeit,
Wie eure. Ob hinten im Rücken ſein kleiner Acker verſande,
Die Liebſten darben und ſterben, er gehört zuerſt dem Lande,
Wie ihr. Und liegt am Abend zu Tode getroffen der Mann,
Dann reitet ihr über die Walſtatt im Donner der Schlacht heran,
Walküren des Todes und Sieges. Der Wunde rafft ſich empor
Und ruft ſein ſchwaches Hurrah euch grüßend an das Ohr.
Ihr ſchwingt vom Roß zum Boden und beugt euch über ihn her,

Zwei Preußen ſehn ſich ins Antlitz, — ihr ſeid bereit, wie er.
Der ſtarke Zwang des Staates, das iſt der Preußen Ruhm,
Die Brüderſchaft im Heere der Zollern Königthum!
Viel Großes ſah ich bei Fremden, ſo ſtolze Krone nicht,
Viel Schönes gedeiht dort beſſer, doch nirgend ſo hohe Pflicht.

Schwabe.

Und meinſt du, daß neuer Name ſo feſte Treue bricht?

Preuße.

Wir ſind als Königsleute zu rühmlichem Volk geworden,
Wir haben alle Deutſche geladen in unſern Orden
Durch Brudergruß und Waffen; wir halten im Eiſenring
Die deutſchen Völker zuſammen, der goldne gilt gering.
Soll unſer König von Fürſten verliehene Krone tragen?
Beim Geiſt des großen Friedrich, das will uns nicht behagen.

Schwabe.

Die Fürſten bringen die Krone, ſie küren auch ſich den Herrn,
Dem Volk den höchſten Walter; nicht jeder fügt ſich gern.
Die alten Herrengeſchlechter bewahren ſtolzen Muth,
Gleich ſchätzt ſich jeder dem andern in deutſchem Fürſten-hut,
Sie wiſſen, daß ſie ein Opfer gemeinem Wohl gebracht.

Preuße.

Nicht goldnen Schein, das Weſen begehren wir der Macht.

Schwabe.

Doch wenn der Herrſchaft Weſen zugleich am Scheine hängt?
Wenn Kaiſerwille feſter die Seelen im Volke lenkt?
Gewaltig ſchallt der Name des Kaiſers über den Main,
Er läutet wie Kirchenglocken euch den Gehorſam ein;
Der Goldring macht zum Erben uralter Herrlichkeit,
Daß Herrſchaft herrlich werde, war Wunſch zu jeder Zeit;
Euch Preußen vermochten lange die Fürſten zu widerſtehen,
Doch nimmer dem deutſchen Kaiſer.

Preuße.

Sie haben ſich vorgeſehen,
Verbrieft ſind ihre Rechte.

Schwabe.

Doch auch die Kaiſermacht;
Daß ihr euch der Macht enthaltet, das hat wohl Niemand gedacht.

Preuße.

Verſtändig mahnſt du. Dennoch bleibt ſtille Sorge zurück,
Wir kleinen Leute bedenken der Herren eignes Glück.
Um Thron und Krone ſchweben neidmuthig finſtre Gewalten,
Wir möchten die Zucht der Zollern auch ſpätem Geſchlecht erhalten,
Ob ſie geſund uns dauern, das iſt's, was am tiefſten härmt.
Ich ſah ein Volk der Bienen, das ohne Weiſel ſchwärmt,

Das Haus der alten Gebieter iſt drüben im Keltenland
Verfürſtet und verdorben, vom Grund der Väter gebannt;
Jetzt wählen ſie und verſcheuchen durch tönendes Wort im Saal,
Durch Bürgerkrieg auf den Gaſſen, wohl lange währt die Qual.
Was wahrte den Hohenzollern die ſtarke Jugendkraft?
Sie ſtehn mit den deutſchen Völkern in Bundgenoſſenſchaft,
Mit uns — nicht gegen die Fürſten, wenn dieſe unſer gedacht,
Doch gegen eitles Begehren und hohe Niedertracht.
Das hat die Fürſtenwillkür ſtets unſern Herren gebändigt,
Das hat in gutem Frieden ſtets innern Zwiſt beendigt,
Thatluſtig hob es den Greiſen, dem Tapfern mehrt' es die Tugend,
Daß ſie um Deutſchland warben, ſchuf ihnen die holde Jugend.

Schwabe.

Gewandelt iſt das Kampffeld, es bleibt der alte Streit,
Jetzt hält das deutſche Banner der Kaiſer im Waffenkleid.

Preuße.

Du ſagſt es. Nur beſorg' ich, der alte Cäſarenname
Erregt ein graulich Gewölke vom ſtaubigen Trödelkrame.
Der Herold ſchon enthebt ſich dem Grab und ſinnt zur Stelle
er dem Preußenſilber das Kaiſergelb geſelle,
kratzt auf jeden Eckſtein ſein kaiſer-königlich.
Stufenleiter der Edeln ſteilt hoch und höher ſich,
te Würden erſtehen gehüllt in Puppenkleider
ieuer Prachterfindung der Tapezier' und Schneider.

Wir werden für junge Prinzen die hohe Fürſtenſchule,
Ein jeder rückt ſein Stühlchen zum ſammtnen Kaiſerſtuhle,
'S wird modiſch, daß höchſter Adel in Waffen zu Hofe geh',
Breit lagert in Heer und Hallen der Cötus A und B.
Manch tapferer Knabe darunter, manch einer vom beſten Schlag,
Die meiſten Nippesarbeit, zu fein für den Werkeltag.
Wir haben an Prinz-Generälen und hohen Orden genug,
Den Zuwachs heranzulächeln vermeidet der Preuße mit Fug.
Volkshüter nennſt du den Kaiſer? er wird auch Fürſtenwirth,
Der trotzige Bankgenoſſen durch edle Spenden kirrt. —
Das alles iſt einzeln wenig, im Schwarme wird es Fluch,
Es drängt ſich in jede Stunde, es füllt das Pflichtenbuch
Des Tages, es legt ſich als Nebel inzwiſchen Volk und Herrn.
Den alten Cäſarenfrevel hält deutſche Ordnung fern,
Nicht mehr das Ungeheure verſtört den Fürſten die Tage,
Das thut das Kleine, Gemeine: die ewige Hatz, die Plage
Des prächtigen Scheins, die Sorge nie Einem zu ſchaffen Leid,
Die wirkungsfrohe Verſchwendung der Liebenswürdigkeit.
Sieh, darum iſt mir leidig das roſtige Kaiſerſchwert,
Weil es geliebten Herren Gefahr des Amtes mehrt.
Die als geprüfte Männer jetzt unter Krone gehn,
Sie mögen allem Bedrängniß der Würde widerſtehn,
Doch Andre kommen.

Schwabe.

Es fordert ſich jede Zeit den Mann,
Das Volk ſelbſt zieht ſich die Fürſten, ob gut, ob arg heran;
Was Sehnſucht Vieler geweſen im letztvergangnen Geſchlecht,
Zum Throne ſteigt es im nächſten und fordert ſich Herrenrecht,
Lieb oder leid dem Volke; was Fehler des Volkes war,
Das wird wie im Gegenlichte durch That der Fürſten klar,
Denn Sklavenſinn der Diener macht Fürſtennacken ſteif,
Geſchmeidig Fügen des Volkes beſchwerlich den Kronenreif.
Drum ſinnen wir nicht um Jene, nur daß wir ſelbſt beſtehn,
Wenn unſere Söhn' einſt prüfend auf Arbeit der Väter ſehn:
Ehrbare Zucht im Hauſe, Muth freier Männer im Staat;
Und ſonſt ſchafft jede Zukunft ſich ſelber den beſten Rath.

Preuße.

Zu guter Stunde mahnſt du. Indem wir Zeichen deuten
Verkündet den Deutſchen ihr Neujahr vom Thurm das Glockenläuten.
Und ſo den lieben Häuptern der Fürſten zugewandt,
Erfleh' ich Heil und Segen dem großen Vaterland:
Nach harter Schlachtenarbeit ſei heißerſehnter Frieden,
Die alte Königstreue ſei neuem Reich beſchieden.

Neues und altes Kaiserceremoniell.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 13.)

Bevor der erste deutsche Reichstag durch den Kaiser eröffnet wurde, war den Anwesenden eine kleine Ueberraschung bereitet. An Stelle des preußischen Königsthrones war ein werthvolles Museumstück aufgestellt, wenn die Zeitungen recht berichten, ein Stuhl aus der Sachsenzeit, in welchem einmal alte Kaiser gesessen haben konnten, von Goslar in eine Privatsammlung gerettet, unten von Stein, oben von Erz, eine sehr merkwürdige Erinnerung. Der geheimnißvolle Stuhl aus dem Urwald deutscher Geschichte war dem Vernehmen nach widerwillig, sich der modernen Feierlichkeit einzupassen, es mußte lange an ihm herumgepocht werden. Wurde vielleicht gar durch ihn die ganze Feierlichkeit um eine halbe Stunde aufgehalten? Uns Draußenstehenden macht der Schmuck des Stuhles antiquarische Gedanken. Dergleichen Stein- und Erzwerk wurde in alter Zeit bei Feierlichkeiten nur als Gerüst betrachtet, es wurde mit einem Teppich überdeckt, den Frau Adelheid nach italienischem Muster.

gestickt, oder Frau Theophano aus der Damastweberei von Byzanz mitgebracht hatte, und auf den Sitz wurde jedenfalls ein schönes, weiches Kissen gelegt. Ohne das Kissen hätte sich ein alter Sachsenkaiser nur unwillig in den kalten Stein gesetzt. Warum? Er hatte ja keine Hosen an; die Strümpfe, welche ihm das Frauengemach seiner Gemahlin anmaß und nähte, reichten zwar hoch hinauf, indeß — um es kurz zu sagen, man hatte damals nach dieser Richtung viel natürliches Zartgefühl. Wir hoffen, daß der Stuhl noch lange zur Freude von uns Alterthümlern unter seiner Nummer dort aufbewahrt wird, wo man derlei ehrwürdigen Trödel zu schätzen die Muße hat.

Von der Tagespresse wurde mit großer Befriedigung hervorgehoben, daß die Reichskleinodien, welche im Zuge getragen wurden, unsere alten preußischen waren. Sie haben freilich für den Schauenden nicht sämmtlich gleiche Bedeutung. Wenn Graf Moltke das Schwert des Kaisers hielt, so sind die Gedanken, welche gerade jetzt bei diesem Anblick aufsteigen, so mächtig, daß sie einem ehrlichen Gesellen wohl Rührung in die Augen treiben können. Von den anderen ehrwürdigen Kleinodien sind uns Krone und Scepter noch von Thalern und Wappenschildern so ziemlich verständlich, obgleich die wahre und eigentliche Krone des Königs von Preußen und des neuen Kaisers der Helm ist. Schlimmer daran ist der liebe alte Reichs-

apfel, lateiniſch das Pomum genannt, deſſen eigentliche ſinnbildliche Bedeutung keineswegs feſtſteht. Und es iſt keinem kleinen Prinzen zu verdenken, wenn er beim Anblick dieſes fürſtlichen Brummküſels in Verſuchung kommt, eine Peitſchenſchnur herumzuwickeln und denſelben in ſtillem Gemach als Kreiſel herumzutreiben.

In älteſter Zeit freilich hatten dieſe Stücke weit andere Bedeutung. Nur durch ſie konnte man König und Kaiſer werden. Nur dadurch, daß dem gekürten Mann die Kappe um den Leib gelegt, die Krone auf das Haupt geſetzt, Speer und Scepter in die Hand gegeben wurden, ward ſein deutſches Königthum geſchaffen. Ohne die Ceremonie war er nicht König und vermochte nicht eines ſeiner Königsrechte auszuüben. Aber noch mehr, auch die Königskleinodien vermochte er ſich nicht arbeiten zu laſſen. Die Fähigkeit, alle Rechte der Würde auszuüben, hing an beſtimmten überkommenen Stücken. Und nicht bloß, weil dieſe gerade ehrwürdig waren und zum Königsſchatz gehörten. Sie hatten vielmehr ein gewiſſermaßen perſönliches Leben. Sie waren irgend einmal durch ſtarke Segen und Gebete der Frommen geweiht und erfreuten ſich des beſonderen Schutzes der einflußreichſten Heiligen im Himmel. In alle waren zur Verſtärkung ihrer Kraft Reliquien gebunden. Die Kappe war ſelbſt die Hinterlaſſenſchaft eines Heiligen,

und man wußte, daß ſie, am Schlachttage getragen, dem Tragenden Sieg verlieh, die Reliquien im Bügel der Krone, im Schaft des Speers, im Knopf des Schwertes bewahrten vor dem Meſſer des Mörders, oder gaben guten Entſchluß im Rathe, auch der Reichsapfel, ſeitdem er nachweisbar iſt, war wahrſcheinlich eine Reliquienhülle. Und noch anderer Zauber hing an den Kleinodien, den nicht die chriſtliche Kirche zugefügt hatte. Alle dieſe Stücke hatten ein Schickſal, ſie hatten früheren Beſitzern Ruhm und Ehre gebracht, um ihren Beſitz war ſchwere That gewagt und abgewehrt worden, wer ſie empfing, der empfing Segen und Fluch vergangener Geſchlechter, der über ſie und gegen ſie gemurmelt worden war. So waren ſie Gegenſtände einer hohen, furchtſamen Verehrung, welche ihren Beſitzer in Vielem über das gewöhnliche Menſchenloos heraushoben und unter den beſonderen Schutz der Heiligen ſtellten. Kein Wunder daher, daß ſie ängſtlich behütet wurden, und daß ein Beſitzer vor ſeinem Tode ſie zuweilen ſorglich ſeiner Gemahlin oder einem treuen Verwandten zur Bewahrung überwies, wenn er wußte, daß dieſe bei dem nächſten Wahlherrn der Deutſchen geringe Freundſchaft finden würden. Er konnte ſeinen Lieben kein beſſeres Erbe hinterlaſſen, denn dieſe erhielten dadurch Gelegenheit, mit dem neuen Kronträger einen vortheilhaften Vertrag zu machen.

Doch das alles iſt lange her. Jetzt ſind uns dieſe

Kleinodien bedeutungsarme Schaustücke geworden, die unsere Herrscher nach Zeitgeschmack und persönlichen Wünschen umformen lassen, um sie nicht zu gebrauchen. Selbst die Krone ist so unwesentlich, daß der König oder Kaiser, in dessen Nähe niemals dieses Goldgeschmiedewerk sichtbar wäre, auch nicht den kleinsten Theil seiner Machtfülle und Majestät verlieren würde. Wir hören jetzt, daß dergleichen doch für die neue Kaiserwürde in Arbeit gegeben sein soll. Und wieder melden die Zeitungen, daß die Majestät von Baiern sogar die Krone ihres kaiserlichen Ahnherrn Ludwig als Ehrengeschenk dem Kaiser verehren wolle. Das wäre gewiß recht freundlich von dem Haupt des erlauchten Hauses Wittelsbach gedacht, und wir möchten um Alles nicht eine deutsch-patriotische Absicht kränken. Aber wir haben ja von solchen guten Werthstücken bereits den erwähnten Stuhl. Und sollte die Krone Ludwigs eine Aufmerksamkeit sein für eine andere Aufmerksamkeit, welche Weißenburg hieße, so würde dieses Geschenk von den Deutschen mit Blicken betrachtet werden, deren bösen Schein wir sowohl von dem Haupte unserer Hohenzollern als den des Königs Ludwig für immer abgewandt wünschen.

Ja, wir haben eine entschiedene Abneigung Erinnerungen an das alte Kaiserthum des heiligen römischen Reiches im Hause der Hohenzollern wieder aufgefrischt zu sehen. Wir im Norden haben den Kaiser-

titel uns — ohne große Begeiſterung — gefallen laſſen, ſoweit er ein politiſches Machtmittel iſt, unſerem Volke zur Einigung helfen mag und unſeren Fürſten ihre ſchwere Arbeit erleichtert. Aber den Kaiſermantel ſollen unſere Hohenzollern nur tragen wie einen Offiziersüberrock, den ſie im Dienſt einmal anziehen und wieder von ſich thun; ſich damit aufputzen und nach altem Kaiſerbrauch unter der Krone dahinſchreiten ſollen ſie uns um Alles nicht. Ihr Kaiſerthum und die alte Kaiſerwirthſchaft ſollen nichts gemein haben, als den — leider — römiſchen Cäſarnamen. Denn um die alte Kaiſerei ſchwebte ſo viel Ungeſundes, ſo viel Fluch und Verhängniß, zuletzt Ohnmacht und elender Formenkram, daß ſie uns noch jetzt ganz von Herzen zuwider iſt. Von Pfaffen eingerichtet, durch Pfaffen geweiht und verpfuſcht, war ſie ein Gebilde des falſcheſten und verhängnißvollſten Idealismus, welcher je Fürſten und Völkern den Sinn verſtört, das Leben verdorben hat. Schwer hat unſere Nation die innerlich unwahre Idee gebüßt, Jahrhunderte der Schmach und des politiſchen Verfalls ſind aus ihr hervorgegangen.

Die Hohenzollern haben uns aus dem Jammer herausgehoben, und gerade ſie ſollen nicht der Rache der höhnenden Dämonen verfallen, welche noch immer hinter den Lappen des alten verſchoſſenen Kaiſermantels lauern, und unſeren Herren den Schein für das Weſen,

den Vorſitz an fürſtlicher Tafelrunde für die Herrſchaft über ein einiges Volk geben möchten. Unſere Kaiſer ſollen ernſthafte Geſchäftsleute ſein, welche das Weſen der Macht erfreut, nicht der Goldglanz, nicht ein neuer Reichsherold Germania, nicht ein abenteuerliches vierfarbiges Kaiſerbanner und nicht die große fürſtliche Feſttafel, bei welcher verdiente Generäle, die unſere Feinde geſchlagen haben, verurtheilt werden, hinter dem Stuhl durchlauchtiger Herren aufzuwarten, welche vielleicht als müßige Zuſchauer die Reiſe in Feindesland mitgetrödelt haben.

Doch dieſe Zeit voll Politik lenkt auch einen beſcheidenen Antiquar aus Stil und Ordnung des Vortrags. Es war hier nur die Abſicht, einige alte Momente kaiſerlicher Thätigkeit neben neue zu halten. Wenn kritiſche Naturen des Berliner Hofes über ſolchen Brauch, wie den Vortritt des Hofes bei dem feierlichen Eintritt des Kaiſers zur Thronrede urtheilen, ſo äußern ſie wohl die beſcheidene Anſicht: bei uns macht man dergleichen nicht gut. In Wahrheit macht man's wahrſcheinlich ſo gut wie anderswo, uns fehlt nur gar ſehr das Gemüth für ſolche dramatiſche Schauſtellung. Unſer volles Intereſſe liegt ganz wo anders. Nicht das Ceremoniell um die Thronrede, ſondern ihr Inhalt, nicht Uniform und Orden des Kaiſers, ſondern der Ausdruck ſeiner Mienen, die Betonung ſeiner Worte ſind uns bedeutſam. Das

Andere geht ſo nebenher, je anſpruchsloſer, deſto beſſer.

Wir haben jetzt nur eine häufigere öffentliche Handlung, bei welcher der Kaiſer vor ſeinem Volk in wirklicher Machtentfaltung erſcheint, und das iſt unſere Parade. Die Königsparaden ſind die größten und am meiſten charakteriſtiſchen Repräſentationsfeſte der deutſchen Königsmacht; das ſoll auch der nicht leugnen, der ſie vielleicht einmal langweilig findet und der Störung des hauptſtädtiſchen Verkehrs grollt.

Es iſt lehrreich, damit die etwa entſprechenden Acte der alten Kaiſerwürde zu vergleichen, aus dem ſechzehnten Jahrhundert, der Zeit, wo ſich die Kaiſermacht auf einige Jahrzehnte aus tiefem Verfall zu großem Glanze erhob und wo alter Brauch des Mittelalters noch ſorgfältig geübt wurde. Freilich bei kriegeriſchen Muſterungen hatte der alte Kaiſer ſelten Gelegenheit, in ſeiner Machtfülle zu erſcheinen. Bis zur Hohenſtaufenzeit hatten die Römerfahrten zuweilen eine großartige Veranlaſſung geboten, ſeitdem war das Muſtern geſammelter Vaſallen oder geworbener Fähnlein eine peinliche, ſchmuckloſe Arbeit geworden. Und die Nation ſah wenig von ihrem Kaiſer. Nur eine häufig wiederkehrende Veranlaſſung zur öffentlichen Darſtellung kaiſerlicher Majeſtät war geblieben, die Ertheilung von Fahnenlehen. Sie fand ſtatt nicht nur nach neuer Kaiſerwahl, auch nach jeder Beſitzänderung

in den großen Adelsgeſchlechtern, ſie wurde wohl auf jedem Reichstag das größte Feſt. Und da der Brauch dabei ſehr alterthümlich war, uns ganz fremdartig geworden und ſelten beſchrieben iſt, und da er genau ebenſo die alte Kaiſermacht kennzeichnet, wie die Königsparaden der Hohenzollern die neuzeitliche, ſo ſoll hier kurz davon berichtet werden.

Auf dem Platz der Reichsſtadt wurde ein Gerüſt errichtet, mit breiten Stufen, es mußte unter freiem Himmel ſein und es mußte umritten werden können. Darauf der Kaiſerſtuhl und die Sitze der Kurfürſten, Alles mit ſchönen Teppichen und golddurchwirktem Stoff bedeckt, in der Nähe waren Ankleidezimmer für den Kaiſer und die Kurfürſten. Zur beſtimmten Stunde kam der Kaiſer mit den Kurfürſten und großem Gefolge angeritten, ſtieg bei ſeinem Ankleidezimmer ab und legte den ſchweren goldenen Kaiſermantel und die Krone an. Dann ſchritt er im Kaiſerſchmuck und der Krone mit großem Zuge auf das Gerüſt und ſetzte ſich auf den Kaiſerſtuhl, weit ſichtbar, ſehr ſtattlich; zur rechten und zur linken Hand ſaßen die Kurfürſten, welche die Reichskleinodien im Zuge getragen hatten: Mainz das Evangelienbuch zum Schwur, Sachſen das Schwert, Brandenburg den Scepter, Rheinpfalz den Reichsapfel. Darauf ritt, bis dahin unſichtbar, der Rennhauſe des fürſtlichen Vaſallen heran, welcher das Lehn erhalten ſollte. Es waren ſeine Va-

ſallen und Reiſigen, in ſeine Farben gekleidet, die Edelleute darunter in Sammt mit Federn, Alle kleine Fähnlein in den Händen oder auf den Häuptern der Roſſe; in der Mitte aber führte der Haufe die rothe Rennfahne, die auch Reichsfahne oder Blutfahne genannt wurde. In geſtrecktem Roßlauf umrannte die Schaar das Gerüſt mit dem Kaiſerſitz — die ſchnelle Gangart dabei war uralter Brauch der Deutſchen, die auch beim Turnier ſo gegeneinander ritten, die Romanen nur im Trabe. — Nachdem der Kaiſerſtuhl zum erſtenmal „berannt" war, ritten die Boten des Vaſallen heran, Reichsfürſten von ſeiner Freundſchaft, ſie ſtiegen vor dem Gerüſt ab, knieten auf den Stufen nieder, und knieend bat der Sprecher unter ihnen den Kaiſer um die Ertheilung der Lehne. Darauf ſtand Mainz auf, beſprach ſich mit dem Kaiſer, dem laut zu reden gar nicht zugemuthet wurde, und antwortete, daß der Kaiſer bereit ſei. Hatten die Boten wieder ihre Roſſe beſtiegen, ſo kam nach dem zweiten und dritten Rennen der Blutfahne der Reichsfürſt ſelbſt unter Trompeten- und Paukenſchall mit ſeinem Gefolge und einem Reiterhaufen in allem Glanz, den er aufzubringen vermochte, angeritten, vor ihm alle Fahnen ſeiner Lehen, deren Bilder in den Wappenfeldern unſerer alten Familien erhalten ſind. Auch er ritt im Galopp an das Gerüſt, ſtieg ab und kniete nieder. Dann legte Mainz das Evangelienbuch in den Schoß des Kaiſers, der

Kaiſer faßte mit beiden Händen die oberen Ecken, der Lehnsfürſt legte die Hand auf das Buch und ſchwor den Vaſalleneid. Darauf ergriff der Kaiſer das Schwert am Kreuzgriff und bot den Knopf dem Vaſallen, dieſer faßte daran und küßte den Knopf, war er aber ein geiſtlicher Fürſt, ſo wurde ihm die Spitze des Scepters geboten. Darauf wurden die Fahnen gebracht, zuerſt die Blutfahne, dann die Lehensfahnen, der Kaiſer faßte mit der Hand an jede, und darunter ebenſo der Vaſall. Waren die Fahnen angefaßt, ſo wurden ſie von dem kaiſerlichen Herold Germania unter das ſchauende Volk geworfen, die Leute riſſen ſich darum und trugen die Fetzen als Beute heim. Als aber im Jahre 1566 bei der Belehnung des Kurfürſten Auguſt durch Maximilian II ein kecker Reiterknabe die Fahne des Herzogthums Sachſen — die mit dem Rautenkranze — behend ergriff und unverſehrt entführte, freuten ſich die Sachſen über das gute Vorzeichen und der Reiter erhielt eine Belohnung. Nicht immer ging dieſer Act der Belehnung ohne Zwiſchenfall vor ſich. Als im Jahre 1530 Karl V die Herzöge Jörg und Barnim von Pommern belehnte, erhob ſich Kurfürſt Joachim von Brandenburg nach dem erſten Rennen der Pommern und wahrte in ſchöner Rede ſeine Anſprüche auf die pommerſchen Lande, und als darauf die beiden Herzöge knieend an die Fahnen faßten, trat auch er

hinzu und faßte auch mit der Hand an die Stangen. — Der Belehnte trat unter die Fürſten auf dem Gerüſt. War allen Werbern ihr Lehen ertheilt, dann kehrte der Kaiſer im Zuge zu ſeinem Ankleidezimmer zurück, legte die Bürde des Kaiſerſchmucks ab, verabſchiedete freundlich die Fürſten und ritt nach ſeiner Herberge.

Man beachte ſein Verhältniß zu der feierlichen Handlung. Er war der geweihte Vertreter des Reiches, er mußte die Kaiſerkrone tragen, unter freiem Himmel ſitzen, von den Reichskleinodien umgeben ſein, gewiſſe Handgriffe thun, um die wichtigſten Rechtshandlungen des Reiches zu vollziehen. Das Volk freute ſich, wenn er tapferlich daſaß, und es ſchätzte ſorgfältig den Geldwerth der Krone und ſeines goldenen Chormantels, auf deſſen Rückſeite der kaiſerliche Adler geſtickt war. Sprechen durfte er nicht, das beſorgte für ihn der Erzbiſchof von Mainz; die bewaffnete Mannſchaft gehorchte — abgeſehen von ſeiner Hausmacht — denſelben Vaſallen, deren Landbeſitz nur durch ſeine Verleihung zu einem rechtlichen wurde; das Geld hatten die Fürſten und Reichsſtädte, und dies war für ihn noch ſchwerer zu bekommen, als die Schaaren ſeiner Vaſallen. Dauerte die Feierlichkeit lange, dann wurde ihm die Krone zu ſchwer, und der König von Böhmen mußte ſie im Schoß halten, nur ſo oft ein Lehnsmann mit den Fahnen anrannte,

Schriften von Gustav Freytag.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. 34. Auflage. M
Stereotyp-Ausgabe. 2 Bände. 8. M 5.

Die verlorene Handschrift. Roman in fünf Büchern. 18. Aufl
Stereotyp-Ausgabe. 2 Bände. 8. M 6.

Die Ahnen. Roman. 6 Bände. 8. M 30
Erster Band: Ingo und Ingraban. 16. Auflage. M 6.
Zweiter Band: Das Nest der Zaunkönige. 14. Auflage. M 6.
Dritter Band: Die Brüder vom deutschen Hause. 11. Auflage. M 6.
Vierter Band: Marcus König. 8. Auflage. M 6.
Fünfter Band: Die Geschwister. 9. Auflage. M 6.
Sechster Band: Aus einer kleinen Stadt. 6. Auflage. M 6.

Die Technik des Dramas. 5. Auflage. 8. M 5.

Dramatische Werke. 3. Auflage. (Inhalt: Die Brautfahrt — Gelehrte — Die Valentine — Graf Waldemar — Die Journal — Die Fabier.) 2 Bände. 8. M 7

Hieraus einzeln:

Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen. Lustspiel in Acten. 2. Auflage. 8. M 2

Die Valentine. Schauspiel in fünf Acten. 3. Auflage. 8. M 2

——— Miniatur-Ausgabe, gebunden mit Goldschnitt M 3

Graf Waldemar. Schauspiel in 5 Acten. 4. Auflage. 8. M 2

Die Journalisten. Lustspiel in vier Acten. 9. Auflage. 8. M 2

Die Fabier. Trauerspiel in fünf Acten. 4. Auflage. 8. M 3

——— Miniatur-Ausgabe. geh. M 3, —, geb. mit Goldsch M 4

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 18. verm. Auf
4 Bände in 5 Abtheilungen. 8. M 20

Hieraus einzeln:

Erster Band: Aus dem Mittelalter. M 6
Zweiter Band. I.: Vom Mittelalter zur Neuzeit. M 3
2.: Aus d. Jahrhundert der Reformation. M 4
Dritter Band: Aus dem Jahrhundert d. großen Krieges. (1600—17
Vierter Band: Aus neuer Zeit. (1700—1848). M 8

Doktor Luther. Eine Schilderung. 3. Auflage. 8. M 1

Karl Mathy. Geschichte seines Lebens. 2. Auflage. 8. M 7

Gesammelte Werke. 22 Bände. 8. M 66

Erinnerungen aus meinem Leben. 8. M 7

Gesammelte Aufsätze. 2. Auflage. 2 Bände. 8. M 12

Hiervon:

Erster Band: Politische Aufsätze. M 6
Zweiter Band: Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst. M 6

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.